

August 8/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh
Die Ruhe sei dem Menschen heilig 225

Rolf Pitsch
Büchereien: stabile Kommunikations- und
Medienorte der Gemeinden 227

Jens Freiwald / Josef Schäfers
„Sentire cum Ecclesia“ in Caritas und Pastoral 230

Markus Rischen
Godly Play 236

Martin Lätzel
Freunde anstupsen 242

Reimund Haas
„Kriminalfälle“ auf der ersten „deutschen“
Reichssynode von Duisburg vom Jahre 929 246

Klaus Vellguth
Engel der Nächstenliebe 250

Literaturdienst: 254
Klaus Berger: Eine theologische Begründung
Gerhard Lohfink: Beten schenkt Heimat
Peter Bromkamp: Praxisbuch Altenheimseelsorge

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Rolf Pitsch M.A., Wittelsbacherring 8, 53115 Bonn | Dipl.Theol. Dipl. Päd. Jens Freiwald, Merler Allee 5, 53125 Bonn | PR Josef Schäfers, Domkloster 3, 50667 Köln | PR Markus Rischen, Norfer Kirchstraße 57, 41469 Neuss | Dr. Martin Lätzel, Am Hang 35, 24113 Schulensee | Prof. Dr. Reimund Haas, Johannesweg 5a, 51061 Köln | Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319, 52076 Aachen

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Die Ruhe sei dem Menschen heilig

Der biblische Schöpfungsbericht schildert sehr anschaulich das Wirken Gottes bei der Erschaffung der Welt. Der Schöpfergott arbeitet planmäßig und fleißig. Am sechsten Tag kann er voll Zufriedenheit auf die Arbeitswoche zurückschauen: „Gott sah alles an, was er gemacht hatte. Es war alles sehr gut“ (Gen 1,31).

Über den folgenden Tag heißt es: „Am siebten Tag vollendete Gott das Werk, das er geschaffen hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk vollbracht hatte“ (Gen 2,1–2). In diesem Text spiegelt sich der Lebensrhythmus des Volkes Israel. Sechs Tage wird gearbeitet und am siebten Tag herrscht Ruhe. Aber der siebte Tag ist mehr als eine Arbeitspause, die Gott und die Menschen einlegen. Die Ruhe des siebten Tages gehört zur Qualität der Arbeit unabdingbar hinzu, denn erst mit diesem Tag wird das Werk der Schöpfung „vollendet“.

In unserer modernen Lebenswelt hat das Wort „Ruhe“ einen zwiespältigen Klang. Wer „eine ruhige Kugel schiebt“ macht sich leicht unbeliebt und, wenn die Geschäfte „eher ruhig“ verlaufen, ist es bis zur wirtschaftlichen Talsohle nicht mehr weit. Selbst im Bereich der Kirche hat das Wort Ruhe wenig Konjunktur. Eine Frau aus der Gemeinde bat mich: „Sagen Sie lieber „ewiges Leben“ als „ewige Ruhe“, wenn Sie für meinen verstorbenen Mann beten. Ich stelle mir den Himmel eher dynamisch als ruhig vor.“

Durchaus positiv spricht man von einem Menschen, „der ins sich ruht“ und den nichts erschüttern kann, weil „er die Ruhe weg hat“. Dabei ist offensichtlich, dass „Zufriedenheit“ und „innere „Ruhe“ miteinander zusammenhängen. Wenn eine Arbeit gut abgeschlossen ist, fällt es erheblich leichter, einen Ruhetag einzulegen, als wenn die Aktenberge unbearbeitet auf dem Schreibtisch liegen.

Ist es für engagierte Seelsorger/Seelsorgerinnen überhaupt möglich, mit der Arbeit fertig zu werden? Gibt es nicht immer Gemeindeglieder, die besucht, und Konzepte, die dringlich in die Tat umgesetzt werden müssten?

Um nicht in Stress zu geraten, wenn es um das Thema Ruhe geht, ist beim biblischen Text zu beachten: Gottes zufriedener Ruhetag vollzieht sich vor dem Sündenfall! Dieser ideale Wochenrhythmus reklamiert für die Erde paradiesische Zustände. Außerhalb des Paradieses muss der Mensch das Brot „im Schweiß seines Angesichtes“ (Gen 3,19) essen. Die „heilige“ Ruhe des siebten Schöpfungstages kollidiert mit sehr irdischen Belastungen des aus dem Paradies vertriebenen Menschen. Diese Spannung gilt es in unserer Pastoral zu bearbeiten.

„Die Ruhe sei dem Menschen heilig; nur Verrückte haben's eilig.“ Dieser Sinnpruch unbekannter Herkunft macht den Unterschied anschaulich. Von der Schöpfungsordnung Gottes her ist die Ruhe etwas Großes und Heiliges. Aber durch den Sündenfall wurden die göttlichen Maßstäbe „verrückt“. Sie sind nicht mehr unbezweifelte Realität, sondern anzustrebendes Ziel. Der irdische Mensch bedarf immer neu der Orientierung auf das Heilige und Göttliche, damit er zu seiner innersten Bestimmung finden kann. Solche Umkehr (Metanoia) gehört zum Kern unserer Verkündigung in Katechese, Predigt und persönlichen Gesprächen. Jeder Mensch verdankt sich der

Liebe Gottes und darf diese unverdiente Gnade am Sonntag frohen Herzens feiern. Biblische Ruhe kann so überspannte Maßstäbe zurechtrücken und heilige Gelassenheit schenken, wo der irdische Mensch sogar am Sonntag oder im Urlaub vor Sorge und Angst nicht zur Ruhe findet.

Was verhilft mir als Seelsorger zu solcher Gelassenheit? Zunächst die Arbeit selbst. Ich erledige sie so gut wie möglich und plane gleichzeitig angemessene Ruhepausen. Der Abstand vom Alltag schenkt mir Entspannung, und weil ich offen darüber spreche, wird das von der Gemeinde und den Mitarbeitern durchaus akzeptiert. Gleichzeitig gilt: Die Menschen sind sehr verschieden, und deshalb wird auch die Gestaltung der Ruhephasen sehr unterschiedlich ausfallen. Manchen hilft es, wenn sie einfach nur schlafen und faulenzeln können; andere suchen aktive Erholung beim Wandern, Schwimmen oder Sport. Im Buch Genesis wird nicht beschrieben, auf welche Weise Gott ruhte. So ist wohl auch dem Menschen diesbezüglich eine große Vielfalt und Freiheit geschenkt. Und der Auftrag, den lebendigen Gott gerade am Ruhetag für seine gute Schöpfung und die vielen menschlichen Möglichkeiten zu loben und zu preisen!

Liebe Leserinnen und Leser,

mit erfreulich kurzem Abstand kann das Pastoralblatt bereits einen Artikel zu den Ergebnissen des diesjährigen Trendmonitors Kommunikation bieten. Der Leiter des Borromäusvereins, **Rolf Pitsch M.A.**, bietet eine Auswertung der Veröffentlichung im Hinblick auf die Nutzung der Katholischen Öffentlichen Büchereien (KÖB), die zugleich etwas über die Menschen aussagt, mit denen Seelsorge zu tun hat.

Auf der Suche nach einer intensiveren Vernetzung von Caritas als Grundvollzug der Kirche und Seelsorge vor Ort wurde in Köln das Konzept der Sozialraumpastoral entwickelt, das von **Dipl. Theol. Dipl. Päd. Jens Freiwald**, Beauftragter für Sozialraumkoordination im Caritasverband für die Stadt Köln e.V., und **PR Josef Schäfers**, Regionalreferent für Gemeindepastoral im Stadtdekanat Köln, auf der Folie verbandlicher Caritasarbeit eingeordnet und vorgestellt wird.

PR Markus Rischen, Pastoralreferent in Neuss, präsentiert mit „Godly Play“ ein Konzept zum spielerischen Entdecken von Bibel und Glaube, das es weithin noch zu entdecken gilt, mit dem man in Neuss jedoch bereits gute Erfahrungen gemacht hat.

Dr. Martin Lätzel, Theologe und seit 2009 Verbandsdirektor der Volkshochschulen Schleswig-Holstein, stellt mit ihren Chancen wie Gefahren die wichtigsten Kommunikationsforen des Internets vor, denen sich auch Kirche, wenn sie im Gespräch bleiben will, nicht verschließen kann und darf.

Auch ein Beitrag zur Kulturhauptstadt Ruhr darf im diesjährigen Pbl nicht fehlen. **Prof. Dr. Reimund Haas**, Archivoberrat im Diözesanarchiv des Erzbistums Köln und Professor für Kirchengeschichte an der Phil.-Theol. Hochschule Münster, bringt eine „Reichssynode“, die in Duisburg aus teilweise kriminellem Anlass stattfand, aus dem Orkus der Vergessenheit ans Licht.

Prof. Dr. Klaus Vellguth schließlich, Professor für Missionswissenschaft an der Phil.-Theol. Hochschule Vallendar, Schriftleiter des „Anzeiger für die Seelsorge“ sowie Medienreferent bei Missio, bietet zum 100. Geburtstag von Mutter Teresa (*26.8.1910) ein Lebensbild und lenkt damit zugleich den Blick auf Indien, das im Mittelpunkt des diesjährigen Weltmissionssonntags stehen wird.

Eine sommerlich entspannte, aber dennoch anregende Lektüre wünscht Ihnen mit guten Urlaubswünschen

Ihr



Gunther Fleischer

Büchereien: stabile Kommunikations- und Medienorte der Gemeinden

Ergebnisse des MDG-Trendmonitors Religiöse Kommunikation 2010

Zum Hintergrund

„Lesen – spielen – Leute treffen“ lautete viele Jahre die Werbezeile für Katholische öffentliche Büchereien (KÖB). Seit gut zehn Jahren sagen Insider: Büchereien sind wichtige Kommunikationsorte in den Gemeinden. Ihre Arbeit weist seit vielen Jahren unverändert guten Statistikwerte auf: Wachsende Besucherzahlen, mehr ehrenamtlich Engagierte, zunehmender Zuspruch von jungen Familien und viele Veranstaltungen. Außerhalb der kirchlichen Szene wird den KÖBen, den diözesanen Fachstellen und den Büchereiverbänden ein Angebot bescheinigt, dass in seinem profilierten Bestand besser sei als in vergleichbaren kommunalen öffentlichen Büchereien. Medienbischof Fürst attestierte den KÖBen ein niedrigschwelliges Angebot: „Es ermöglicht den Zugang zu Literatur in erreichbarer Nähe oder gar in besonderen Lebenssituationen und bietet zugleich die Möglichkeit, sich in der unübersichtlichen Vielfalt der Bücher und Medien in der Gegenwart zuverlässig und mit Vertrauen in die gebotene Auswahl zu orientieren.“¹ Erzbischof Zollitsch stellt fest: „Die beiden katholischen Büchereiverbände, Borromäusverein e. V. in Bonn und St. Michaelsbund Landesverband Bayern e. V., bieten mit ihren Medienempfehlungen und Bil-

dungsangeboten eine fundierte Grundlage, um Büchereien zu Orten der Kommunikation zu machen. Hier geschieht Leseförderung im besten Sinne.“²

Die Ergebnisse des Trendmonitors

Findet sich diese Wertschätzung in den Ergebnissen des neuen MDG-Trendmonitors „Religiöse Kommunikation 2010“ wieder?³ Er bietet Hinweise zur Nutzung kirchlicher und religiöser Medienangebote in der Gesamtbevölkerung wie bei den Katholiken. Die von der Beratungsgesellschaft MDG (München) in Auftrag gegebene Studie wurde vom Institut für Demoskopie in Allensbach durchgeführt und erstmals durch die Firma Sinus Sociovision milieuverortet. So erfahren die Nutzer der Studie nicht nur die bekannten Prozentangaben, sondern auch die Wohnraummilieus, in denen die Mediennutzer leben.

Ohne auf die Ergebnisse aller Medienangebote eingehen zu können, zeigen die Daten: Die Verbraucher ziehen unter den kircheneigenen Angeboten die gedruckten Medien mit unmittelbarem Nutzen (Pfarrbriefe, Bistumszeitung) vor, was bei häufigeren Nutzern besonders ausgeprägt ist. Nicht wegzudenken sind die persönlichen Gespräche mit Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen. 44 % aller Katholiken sagen, dass sie zu mindestens einem haupt- oder ehrenamtlichen Ansprechpartner „guten Kontakt“ haben: Pfarrer 25 %, Mitarbeiter in kirchl. Einrichtung 22 %, Ehrenamtliche 21 %; anderer Priester 19 %, Ordensleute 10 %. Die Kehrseite: 56 % aller Katholiken ab 16 Jahre haben zu keinem dieser Gesprächspartner einen guten Kontakt. Neben dem institutionellen Kontakt wird seit 1999 auch erhoben, in welchem Maße Katholiken einen Gesprächspartner haben, „mit dem sie sich über Glaubensfragen austauschen können“: Dies bejahten 1999 insgesamt 58 %, in 2009 sogar 60 %.

Wie sieht die Akzeptanz in der Bevölkerung und bei den Katholiken für das KÖB-Angebot aus? Die Grundaussagen: Die Nutzung der KÖBen („Leihe mir manchmal ein Buch dort aus.“) hat von 1999 bis 2009 von 9 % auf 12 % aller Katholiken (ab 16 Jahren) zugenommen. Durchschnittlich wurden nach den Daten für 2009 12 Medien pro Jahr entliehen. Unter dem Aspekt der persönlichen Kommunikation wird es bei der nächsten Studie interessant sein, wie sich die Zahl derjenigen entwickelt, die Büchereien besonders auch für ausführliche Gespräche (2009: 37 %) nutzen. Von dieser Gruppe nutzen 1/3 diesen öffentlichen Ort ausschließlich zum Gespräch. Wird dies in der Zukunft, in der kirchliche Gesprächsorte angesichts der strukturellen Veränderungen weiter abnehmen, an Bedeutung gewinnen? Die Nutzung der Büchereien in der Gesamtbevölkerung ist im genannten Zeitraum von 4 % auf 5 % gestiegen. Dennoch: Die Freude über eine gestiegene Nutzung unter Katholiken paart sich mit dem Fakt, dass andere Bevölkerungsgruppen weniger erreicht werden.

Differenzierte Daten für 2009 zeigen unabhängig von der konkreten Ausleihnutzung in der Bevölkerung ein gutes Wissen über die KÖB-Existenz: 31 % der Bevölkerung (57 % der Katholiken) wissen, dass es diese Einrichtung am Ort oder in der näheren Umgebung gibt. 20 % der Bevölkerung (14 % der Katholiken) wissen immerhin, dass es eine KÖB nicht gibt. Nur 47 % (29 % der Katholiken) können keine Angaben machen.

Was kann über die Menschen gesagt werden, die schon einmal in einer Bücherei waren? Sie haben in einem höheren Maße „guten“ Kontakt zu den haupt- und ehrenamtlichen Aktiven in der Gemeinde (54,1 % statt 44 % aller Katholiken). Wer schon einmal in einer KÖB war, weist eine höhere persönliche Bindung zur Gemeinde als andere Katholiken auf: 23 % statt 16 %. Diese Bindung ist gerade bei den aktiv

Medien Ausleihenden in den vergangenen zehn Jahre teilweise deutlich gestiegen: 10 % Zunahme bei denen, die regelmäßig, 50 % bei denen, die „ab und zu“ den Sonntagsgottesdienst besuchen. Die Kontaktintensität zwischen Ausleihern und Gesprächspartnern stieg zwischen 1999 und 2009: Um 20 % bei denen mit „gutem“ und 175 % bei denen mit „weniger gutem“ Kontakt zu Seelsorgern, Angestellten und Ehrenamtlichen in der Gemeinde. Unter dem Aspekt der Kirchenbindung betrachtet hat die Zahl der Personen, die sich (im Zehnjahrestrend) als gläubige Kirchnahe bezeichnen und Medien in der KÖB ausleihen, leicht abgenommen, zugenommen haben dafür die kritisch der Kirche Verbundenen.

Die katholische Büchereiarbeit hat weiterhin ein leichtes Land-Stadt Gefälle. Der Blick auf die Akzeptanz dieses kirchlichen Angebotes in verschiedenen Bistumsregionen zeigt: Die Nutzung ist in den NRW-Diözesen und in den Bistümern Fulda, Limburg, Mainz, Trier und Speyer stärker als im Norden oder Südwesten. In den bayrischen Diözesen haben die Diözesen Bamberg, Eichstätt und Würzburg stärkere Resonanz. Auf die Frage, ob der Büchereibesuch auch für ausführliche Gespräche genutzt wird, zeigen sich in den genannten Bistümern höhere Werte. Dieses Ergebnis spiegelt sich auch in der Zahl der ausgeliehenen Bücher pro Jahr wieder.

Ein Blick auf die Sinusmilieus

Erstmals bietet der Trendmonitor eine Verbindung mit den Sinus Milieus. Für die als kirchenaffin geltenden Milieus der Traditionsverwurzelten und der Bürgerlichen Mitte und den kircheninteressierten und kirchenkritischen Milieus der Postmateriellen und der Konservativen gibt es kaum Überraschungen. Die traditionsverwurzelten Katholiken weisen zwar ein hohes Wissen über den Büchereiort auf, aber nur eine unterrepräsentative Bücherei-

nutzung; in der Gesamtbevölkerung liegt in diesem Milieu die Büchereinsatzung über dem Durchschnitt. Erstaunlich sind die guten Nutzungswerte bei Hedonisten und Konsummaterialisten. Sie gelten als sozial schwache und kirchenferne Milieus. In ihrem Wissen von Büchereien weisen sie jedoch über dem Katholikendurchschnitt liegende Werte auf. Beispiel: 35,7 % aller Katholiken waren schon einmal in einer Bücherei, von den (katholischen) Hedonisten 40,9 %. Hier zeigt sich zweierlei: Diese Milieus erfahren durch die Sozialsysteme von öffentlichen und kostenfreien Angeboten. Um sie jedoch zur aktiven Nutzung zu bringen, bedarf es weiterer Anstrengungen. In der aktiven Buchausleihe liegen beide Gruppen unter den Durchschnittswerten. Wichtig ist für den öffentlichen Charakter der Büchereien für alle Interessenten der Hinweis: Die Akzeptanz der KÖBen in der Bevölkerung gilt ebenfalls für kirchenferne Milieus.

Die KÖB als Ort einer kommunikativen Diakonie

So kann festgehalten werden: Mit Büchereien können Pfarrgemeinden einerseits die Bindung für Menschen erhalten und ausbauen, die für ihre lebendige Existenz unter den der Kirche eng und kritisch Verbundenen wichtig ist, sowie auch jene Milieus ansprechen, die eine Offenheit für die sozialen und kulturellen Aktivitäten mangels beschränkter finanzieller Ressourcen haben. Dies stellt unter dem eigenen Anspruch „Missionarisch Kirche sein“ neue Anforderungen z.B. an die Gestaltung von Büchereiräumen, ihre Öffnungszeiten sowie die Medienauswahl und die Bewerbung der Angebote.

Daten zum Lesen und zum Kauf (religiöser) Bücher stützen diese Aussagen. Katholiken sind die Bevölkerungsgruppe, die am häufigsten religiöse Bücher liest: 70 % aller katholischen und 58 % aller evangelischen Buchleser lesen auch religiöse

Bücher. Deutlich gestiegen ist die Zahl der Katholiken, die für Kinder religiöse Bücher kaufen (1999: 38 %, 2009: 45 %). Katholiken sind auch insgesamt die fleißigsten Schenker religiöser Bücher (Bevölkerung 26 %, Katholiken 41 % und Protestanten 29 %). Besonders zugenommen hat die Beredigung als Geschenk Anlass für religiöse Bücher. Internetrecherchen und Tipps in religiösen Zeitungen und Zeitschriften helfen neben der Beratung in einer Buchhandlung am ehesten zum richtigen Titel. Religiöse Bücher finden auch bei sich als „glaubensunsicher“ einstuftenden Menschen gute Resonanz. Insgesamt stieg die Zustimmung auf die Frage, ob religiöse Bücher Mut geben, von 34 % in 1994 auf 46 % in 2009 in der Bevölkerung.

Buch und Büchereien sind nur ein kleiner Teil des kirchlichen Medienangebotes. In der Nutzung in der Bevölkerung wie bei den Katholiken sind sie jedoch stabile Säulen einer kommunikativen Diakonie, die dank des unermüdlichen Engagements von rund 35.000 Ehrenamtlichen möglich ist. In der Verbindung zwischen medialen Angeboten und persönlicher Kompetenz von Menschen, die in und für die Kirche arbeiten und von ihrem Glauben sprechen, liegt die Stärke dieses Engagements. Und die vielen Ehrenamtlichen sind bereit, diese Arbeit bei entsprechender Unterstützung fortzusetzen.

Anmerkungen:

- ¹ Bischof Dr. Gebhard Fürst: Kirche hat Kultur; in: BiblioTheke, Bonn, Heft 1.2010, S. 7 (online unter www.borromaeusverein.de/articles/article/bibliotheke/)
- ² „Katholische öffentliche Büchereien sind unverzichtbar“, Pressemitteilung der DBK vom 3.11.2009, Nr. 137; recherchierbar unter: www.dbk.de/Presse/Archiv
- ³ MDG-Trendmonitor „Religiöse Kommunikation 2010“, München 2010; (Bestell-) Hinweise unter www.mdg-online.de

„Sentire cum Ecclesia“ in Caritas und Pastoral

Kirchliche Kulturen vor Ort verbinden

Verbandlicher Caritas und territorialer Pastoral fällt es schwer, ihre jeweiligen Systemlogiken und -kulturen miteinander zu verbinden.¹ Die Gründe dafür liegen in einem jahrzehntelangen Prozess des einander fremd Werdens. Kurzfristige Projekte mit praktischem Ansatz erzielen meist keine nachhaltige Wirkung auf die Zusammenarbeit der beiden kirchlichen Akteure. Notwendig ist eine Konzept-getragene Verbindung von territorialer Pastoral und verbandlicher Caritas auf der Ebene der neuen pastoralen Seelsorgeeinheiten und darüber hinaus.

Das Konzept der Sozialraumpastoral im Stadtdekanat Köln stellt einen Versuch dar, territoriale Pastoral und verbandliche Caritas zu verbinden, um damit die pastorale Wirkung der Kirche als Vielfalt institutioneller Akteure zu erhöhen. Diesem Versuch liegt die Überzeugung zugrunde, dass nur das sichtbare und erfahrbare Zusammenspiel von Verkündigung, Liturgie und Diakonie ein glaubwürdiges Zeugnis in der Nachfolge Jesu ermöglicht.

Zum Stand der Diskussion

Schon seit etlichen Jahren wird sowohl von den Spitzen der verbandlichen Caritas als auch von Seiten der kirchlichen Amtsträger die Fragmentierung der kirchlichen Grundfunktionen Verkündigung und Liturgie einerseits und Diakonie andererseits beklagt.² Dabei wird davon ausgegangen, dass

es in der territorialen Pastoral am praktischen Glaubenszeugnis und im Caritasverband an der missionarischen Ausstrahlung mangelt.

In jüngster Zeit wird verstärkt zur Überwindung dieser fehlenden Verbindung von Bischöfen und Deutschem Caritasverband aufgerufen.³ Die Entstehung pastoraler Großräume im Bereich der territorialen Pastoral und des Trends zur Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit scheinen geeignet, auf neuer Grundlage wieder zueinander zu finden. Doch auch unter diesen neuen Rahmenbedingungen geht es um eine Aufgabe, die langen Atem erfordert und mit Widerständen zu rechnen hat, denn die Ursachen für die Entkopplung von territorialer Pastoral und verbandlicher Caritas sind tief in der Entwicklung von Sozialstaat und Gesellschaft der letzten 60 Jahre verwurzelt.

Ein Blick in die Geschichte

Die verbandliche Caritas ist ein Kind des von prominenten Priestern geförderten Laienapostolats und der sozialstaatlichen Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie hat sich vor allem nach dem zweiten Weltkrieg in erheblichem Umfang professionalisiert und ihre Arbeit auf neue Tätigkeitsfelder ausgeweitet. Sie hat damit an der allgemeinen Entwicklung des Sozialstaats teilgenommen und diese entscheidend mitgeprägt. Eines ihrer wesentlichen Elemente war die Steigerung der Ausbildungsanforderungen an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die Soziale Arbeit wurde somit zunehmend in hauptamtliche Bahnen gelenkt.

Davon blieb das Verhältnis zwischen verbandlicher Caritas und territorialer Pastoral natürlich nicht unberührt. Im Zusammenspiel mit der in der territorialen Pastoral verbreiteten Mittelschichtorientierung schritt die Abkopplung der verbandlichen Caritas von der territorialen Pastoral mit ihrem ehrenamtlichen Caritas-Engagement immer weiter fort.

Doch diese Abkoppelung resultierte nicht nur aus der Entwicklung der Freien Wohlfahrt im bundesrepublikanischen Sozialstaat, sondern auch aus der bereits erwähnten Milieuverengung der territorialen Pastoral mit ihrem Leitbild der harmonischen Pfarrfamilie, die froh war, dass für die sozialen Härten des Lebens die verbandliche Caritas bereit stand. Wohin diese Orientierung führte, stellt uns die im Jahr 2005 veröffentlichte ‚SINUS-Milieustudie‘ deutlich vor Augen.⁴

Die potentiellen Stärken der ehrenamtlichen ‚Pfarrcaritas‘ spielten in diesem Prozess des einander fremd Werdens für die verbandliche Caritas jedenfalls keine große Rolle mehr – ihre flächendeckende Struktur, ihre Nähe zu den Betroffenen, ihre Selbsthilfepotentiale, ihr Einfluss auf das Zusammenleben im Stadtteil sowie ihr eigener Blick auf die Not der Menschen.

Für den organisatorischen Selbsterhalt der verbandlichen Caritas wurde es zunehmend wichtiger, in allen Bereichen der Sozialen Arbeit am Ball zu sein und die eigenen Strukturen zu konsolidieren. Hier wirken die gleichen Gesetzmäßigkeiten wie in anderen Organisationen.⁵

Professionalisierung, Expansion, organisatorische Geschlossenheit und Selbstbezug sind also durch die sozialstaatliche Einbindung der verbandlichen Caritas verursachte Entwicklungen, die zur Abkoppelung von der territorialen Pastoral geführt haben. Diese Einbindung konnte von Seiten der verfassten Kirche als Verwirklichung des Subsidiaritätsprinzips in einem wesentlichen staatlichen Bereich betrachtet werden.

Das vielfach postulierte Subsidiaritätsverhältnis der verbandlichen Caritas gegenüber der territorialen Pastoral spielte demgegenüber eine untergeordnete Rolle. Der Fachdienst Gemeindec Caritas diene und dient als Puffer. Seine Gründung fiel in eine Zeit, in der Professionalisierung und Ausdifferenzierung der verbandlichen Caritas bereits weit fortgeschritten waren und in der eine wesentliche Legitimation der Freien Wohlfahrtspflege zu erodieren begann.⁶

Bezogen auf die verbandliche Caritas geht es dabei um die Auflösung des *klassischen* katholischen Milieus.⁷ Denn eine systemisch-strukturelle Entkopplung von der territorialen Pastoral ließ sich verschmerzen, solange alle Beteiligten in verbandlicher Caritas und territorialer Pastoral diesem Milieu angehörten. Doch spätestens seit den siebziger Jahren gilt dies für die Mitarbeiter und Nutzer der verbandlichen Caritas in immer geringerem Maße. Beide Gruppen empfanden und empfinden das auch nicht als Problem; sie korrespondieren vielmehr in der Teilnahme an der zunehmenden Entkirchlichung der Gesellschaft.

Ein aktives „Sentire cum ecclesia“⁸ ist bei nicht wenigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der verbandlichen Caritas nicht mehr vorauszusetzen. Offenbar teilen höhere Ebenen des Verbandes diesen Befund auch für die Führungskräfte und reagieren mit speziellen Glaubenskursen.⁹ Doch es ist fraglich, inwieweit theologische Weiterbildung die oben beschriebene Eigendynamik der verbandlichen Caritas beeinflussen kann, wenn auch die öffentlichen Kostenträger der verbandlichen Angebote keinen großen Wert mehr auf die weltanschauliche Ausrichtung der freien Wohlfahrtspflege zu legen scheinen.¹⁰

Auf Seiten der territorialen Pastoral sind es Fragen des Kirchenverständnisses und der Prioritäten, die über die Kooperationsbereitschaft und -fähigkeit entscheiden. Gerade in Zeiten flächengroßer Seelsorgeeinheiten liegt die Kooperation aller kirchlichen Akteure im Sozialraum auf der Hand. Dazu ist es zunächst notwendig, diese auch als Teil von Kirche vor Ort zu betrachten und sich nicht auf die so genannten „Kernaufgaben“ in Verkündigung und Liturgie zurück zu ziehen. Im Auseinanderfallen von Gottes- und Nächstdienst liegt zu einem großen Teil der Relevanzverlust von Kirche begründet.

Dazu kommt soziologisch betrachtet, dass in vielen pastoralen Gremien der Traum von der Einheit von Pfarrei und Gemeinde noch nicht ausgeträumt zu sein scheint, was

dadurch befördert wird, dass viele Pfarrgemeinderäte, Ehrenamtliche und pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach eigener Einschätzung eher den auf strukturelle Geschlossenheit wert legenden Milieus angehören oder entstammen.

Aktuelle Entwicklung

Sowohl der Relevanzverlust der Kirchlichkeit für Mitarbeiter, Nutzer und öffentliche Kostenträger als auch die marktformige Entwicklung des Sozialstaats führen also aus systemisch nachvollziehbaren Gründen schnell und oft unbemerkt zur Anpassung der verbandlichen Caritas an die sozialpolitisch induzierte Marktlogik des Sozialbereichs.

Eingeengt wird damit der Spielraum, verbandliche Einrichtungen als „Orte christlicher Gemeindebildung“ bzw. „geistliche Erfahrungsorte“¹¹ in einem Gesamtgefüge territorialer Pastoral zu entwickeln, wie dies der Deutsche Caritasverband anregt. Denn auch für die Vernetzung mit der territorialen Pastoral sind Ressourcen notwendig, die in Zeiten schwindender Globalmittel nicht selbstverständlich zur Verfügung stehen. Gleichzeitig wird mit einer weitgehenden Anpassung an die Logik des Sozialmarkts dem schwindenden Bewusstsein für die Sonderstellung der Freien Wohlfahrtspflege bei Politik und Verwaltung Vorschub geleistet.

Die in Grundlagenpapieren der Bischofskonferenz oder des Deutschen Caritasverbandes formulierten theologischen Begründungen der Caritas und die Appelle zur Zusammenarbeit von verbandlicher Caritas und territorialer Pastoral scheinen die beschriebene Entwicklung und deren Eigendynamik einerseits zu unterschätzen und andererseits die Notwendigkeit einer Weitung und Öffnung des Pastoralverständnisses auf Seiten der territorialen Pastoral zu wenig in den Blick zu nehmen.

Die Caritas als kirchliche Grunddimension hat kein Legitimationsproblem, und auch die Zusammengehörigkeit der kirchli-

chen Grunddimensionen Verkündigung, Liturgie und Diakonie ist ausreichend begründet. Das Problem von *verbandlicher* Caritas und territorialer Pastoral ist, dass sie vor dem oben beschriebenen Hintergrund die gegenseitige Anschlussfähigkeit zu verlieren drohen.

Caritas(pastoral) und Gemeinde(pastoral) strukturell und konzeptionell verbinden

In dieser Situation kann die Sozialraumorientierung die Schnittmengen zwischen sozialstaatlichen und pastoralen Strategien in den neuen pastoralen Großräumen vergrößern. Das kann aber nur gelingen, wenn sich verbandliche Caritas und territoriale Pastoral unter diesem Vorzeichen neu definieren.

Für die Seite der territorialen Pastoral heißt Neudefinition die Verabschiedung vom volkswirtschaftlichen Gemeindeverständnis hin zu einem Leitbild der vernetzten Kirche in den Sozialräumen der Pfarrei bzw. Pfarreiengemeinschaft.¹² Dabei geht es in erster Linie um die transparente Entwicklung und Steuerung der Pastoral in Abstimmung mit den pfarrlichen Gremien.

Für die Seite der verbandlichen Caritas heißt Neudefinition, die eigenen Dienste darauf hin zu überprüfen, ob sie der pastoralen Dimension des caritativen Handelns Raum geben können. Die Refinanzierungsbedingungen der Kostenträger dürfen eine Verbindung der Dienste in einen Gesamtzusammenhang ortsbezogener Pastoral nicht verunmöglichen.

Die Herausforderung besteht also darin, die legitimen Eigenlogiken unterschiedlicher Träger des kirchlichen Sendungsauftrags in der Grundhaltung des „sentire cum ecclesia“ zu verbinden.

Das Konzept „Sozialraumpastoral im Stadtdekanat Köln“¹³

Im Dezember 2005 verabschiedete der Rat der Stadt Köln das Konzept „Sozial-

raumorientierte Hilfsangebote in Köln“, in dem zehn ‚Sozialraumgebiete‘ ausgewiesen wurden, in denen städtisch beauftragte Sozialraumkoordinatoren kirchlicher und nichtkirchlicher Träger aktiv werden sollten.

Stadtdechant und Caritasdirektor nahmen dies zum Anlass, alle „Sozialraumpfarrer“ – also Pfarrer, deren Seelsorgebereiche sich mit den Sozialraumgebieten überschneiden – einzuladen. Ziel war es, mit ihnen über sozialräumlich orientierte, mit den „Kirchorten“ der Caritas vernetzte Pastoral im Sinne einer Transformation des Stadtviertels hin zur Reich-Gottes-Ähnlichkeit sowie über die kommunale Vision vom sozialen Köln zu sprechen. So begann das Projekt „Sozialraumpastoral“ im Stadtdekanat Köln.

Die bei kirchlichen Sozialverbänden angestellten Sozialraumkoordinatoren präsentierten den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das kommunale Konzept. Die Vision eines sozialen, solidarischen und zukunftsfesten Köln in Stadtteilen und Stadtvierteln (kölsch „Veedeln“) soll durch von Betroffenen, Begleitenden und Zuständigen selbst gesteuerte und vernetzte Politik umgesetzt werden. Die leitenden Pfarrer mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den Seelsorgeteams wurden von Stadtdechant und Caritasdirektor mit der Perspektive einer Gemeindepastoral konfrontiert, die sich als zu vernetzende Martyria, Leiturgia, Diakonia und Koinonia versteht und alle katholischen Kräfte in der Fläche als Kirche im (Sozial-)Raum verbindet, steuert und konzeptionsgeleitet pastoral entwickelt.

Konkrete Instrumente in den Dekanaten/Seelsorgebereichen und dem Stadtdekanat

Der „Runde Tisch Sozialraumpastoral“ versammelt alle (zumeist hauptamtlichen) Vertreter der Katholischen Einrichtungen im Dekanat oder Seelsorgebereich mit den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbei-

tern der Pfarrgemeinde(n). Die Einladung erfolgt durch den Dechanten und eine Leitungskraft einer Caritaseinrichtung im Dekanat oder auf der Seelsorgebereichsebene durch den Pfarrer und einer Caritas-Leitungskraft vor Ort. So kommen beispielsweise Vertretungen verschiedener Altenheime, eines Jugendmigrationsdienstes, einer Eheberatungsstelle, einer Erziehungsberatung, diverser Sozialstationen, einiger Offenen Ganztagschulen in kirchlicher Trägerschaft, mehreren Pastoralteams (Pfarrer, Diakone, pastorale Laiendienste), einer Ordensgemeinschaft, von Krankenpflegevereinen, Sozialdiensten für Männer und Frauen, aus Katholischen Familienzentren, viele Altenheim- und Krankenseelsorger, allen Grundschulen und Jugendverbänden sowie der Jugendseelsorge zusammen: Sie alle arbeiten mit kirchlichem Auftrag im Sozialraum. So ist diese Versammlung (je nach Zuschnitt des Gebietes) ein großes Stück Kirche (ecclesia = Versammlung der von Jesus Christus aus der Welt Herausgerufenen zu Gottesdienstfeier, Glaubenszeugnis und Liebesdienst) vor Ort. Informationsaustausch, Absprachen zur Repräsentanz und sozialpolitischem Handeln im Stadtteil als Katholische Kirche werden hier getroffen. Diese halbjährlichen „Runden Tische“ sorgen für Transparenz und Vernetzung. Sämtliche Inhalte, Konzepte, Ziele und Personen der einzelnen Kirch- und Glaubensorte werden jedem deutlich und bekannt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der „Runden Tische Sozialraumpastoral“ entwickeln Projekte und Maßnahmen, um als Kirche vor Ort mit den Menschen und für die Menschen und den Lebensraum evangeliumsgerecht zu wirken. Beispiele: die Familien- und Jugendseelsorge der Kirchengemeinden vernetzt sich mit dem Feld des Offenen Ganztags; ein Kaplan betreibt motivierend und (an-)leitend ein Sozialprojekt in einer Hochhaussiedlung, deren soziale Probleme bisher weder von der Kommune noch durch die (kirchlichen) Sozialverbände ausreichend gesehen und wirksam aufgearbeitet wurden.

Groß- und kleinräumige Sozialraumkonferenzen (Runde Tische, Arbeitsgemeinschaften, Projektgruppen, Netzwerke) trainieren und entwickeln eine gemeinsame diakonische, pastorale und spirituelle Kultur der Zusammenarbeit: Sie konstituieren Kirche im Sozialraum neu.

Mit Blick auf die Veränderungsprozesse im Erzbistum Köln (Stichwort: Umstrukturierungen von Kirchengemeinden und Arbeit für die Zukunft anhand von Pastorkonzepten) zeigt die Erfahrung, dass nach den ersten Treffen im Format „Runde Tische“ die gemeinsame Fortbildung (z.B. Sinusprojekt), die Wahrnehmung und Vernetzung mit der nichtkirchlichen Kooperationsstruktur im Sozialraum (kommunale Sozialraumkonferenz), die Projektarbeit vor Ort und das Mitdenken und -arbeiten an den in Zukunft vom Erzbischof geforderten Pastorkonzepten für die Seelsorgebereiche auf der Agenda stehen.

Ein weiterer Schauplatz der Arbeit mit dem Konzept Sozialraumpastoral ist die Einrichtung eines so genannten „Stadtblicks“. Aus der Kooperationspraxis der beteiligten Projektpreferenten entwickelte sich ein fortlaufendes Gespräch über die „Stadt“: Wo sind Gebiete, in denen Runde Tische, sozialräumlich orientierte pastorale Projekte nötig sind? Welche Dechanten, welche Pfarrer, welche Leitungskräfte caritativer Einrichtungen sollen wo motiviert werden? Auf wen gehen die Kollegin und der Kollege zu? Diese Struktur der mittleren Ebene ist um die Komponenten Katholisches Bildungswerk, Katholische Jugendfachstelle sowie Ehe- und Familienpastoral ergänzt worden. Ferner sind die für das Stadtdekanat Köln zuständige Kollegin und der Kollege aus der Hauptabteilung Seelsorgebereiche des Generalvikariates im Stadtblick vertreten. Gemeindepastoral, Caritasarbeit, Bildungs- und Jugendarbeit/Jugendpastoral, Ehe- und Familienpastoral sowie pastorale Bistumsplanung werden im Blick auf den Gesamttraum (die Stadt Köln, das Stadtdekanat Köln) und die Teilräume (Dekanate, Stadtbezirke, Seelsorgebereiche, Stadtteile, Kirchengemeinden und Kirchorte, Quartiere, Viertel)

sozialräumlich/sozialpastoral bearbeitet. Simultan zu den „Runden Tischen“ sind gegenseitige Information, transparente Koordination und gemeinsame Konzeption die Elemente dieser Sozialraumpastoralarbeit. Sämtliche Beteiligte spielen ihre Erkenntnisse und die Ergebnisse des Stadtblicks wieder jeweils in die mit ihnen verbundenen Organisationen und Strukturen ein.

Perspektive einer an Raum und Konzept orientierten Pastoral

Im Projekt „Wandel gestalten – Glauben entfalten“ des Erzbistums Köln soll im Blick auf den Zeitraum bis zum Jahre 2020 eine Pastoral entstehen, die in der Nähe der Menschen wächst und in der Christus im Leben der Menschen gegenwärtig sein will und darf. Weiterhin mit der Seelsorge vor Ort zu sein, ist der Anspruch (nicht nur) der Kölner Kirche. Die Verschiebung und das andauernde Verschieben von Flächen aber kann nicht ignoriert werden. Kirchliche wie kommunale und auch lebensweltliche Komponenten menschlicher Praxis und Existenz sind im stetigen Wandel. Die Lebenswelt von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum Beispiel verändert sich radikal im Zeitalter der Betreuungsmaxime in Ganztagskindertagesstätten und Ganztagschulen bis zur Hochschulreife. Unsere Kinder- und Jugendpastoral muss sich auf die Ganztagschulen und die Netzwerke der Familienzentren einstellen. Hier entstehen andere, neue Orte, die zu pastoralen Orten, Kirchen- und Glaubensorten werden (müssen).

Der Zwang zu Mobilität und Flexibilität verändert ständig die Arbeitswelt und das Freizeitverhalten. Neue Lebenswelten entstehen – auch scheinbar ortlose wie die virtuellen Räume und Netze im Internet. Ein Viertel unserer bundesdeutschen Gesellschaft ist sozial deklassiert: Arm! Diese Marginalisierten sind auch an anderen Orten als bisher: in neuen, oft unsichtbaren Ecken der Gesellschaft. Gemeindepastoral, Carit-

taspastoral, Beratungs-, Bildungs- und Sozialarbeit sind herausgefordert sich (neu und intensiver) zu vernetzen, zu verbünden und zu verbinden. Aus Kirchengemeinden und kirchlichen Stellen werden kirchliche Geflechte mit Knotenpunkten, die alle Gottesorte, Kirchenorte, Gemeinden sind.

„Eine Netzwerkpastoral nach dem Konzept der ‚Sozialraumpastoral‘ ist mehr als bloße Kooperationskybernetik und strukturiertes, professionelles Sozial(raum)management. Die haupt- wie ehrenamtlichen Akteure aller ‚Firmenteile‘ des globalen ‚Local Players‘ katholische Kirche wandeln ihr Bewusstsein – oder sterben aus. Komplexität und ständige Veränderung moderner Existenz bergen die Gefahr in zu großen Verbänden und Strukturen Ortlosigkeit, Orientierungslosigkeit und unscharfe Profile zu erzeugen. Die Arbeit an den Knotenpunkten, den (geistlichen) Zentren und realen Orten und Gemeinschaft des Glaubens und kirchlichen Handelns sind notwendig. Mit dem Instrumentarium einer sozialraumorientierten Pastoral kann sich die ehemalige Pfarrgemeinde vor Ort zur Kirche im Raum verwandeln und an vielen Schnittpunkten, Kreuzungen erkennbar und erreichbar sein. Sie übernimmt Verantwortung für das Quartier und gestaltet den Lebens- und Sozialraum nach dem Evangelium. Die Konzeptkirche im Stadtteil entwickelt sich in Projekten und Experimenten. Sie bietet den Menschen Einzelseelsorge und Glaubensgemeinschaft, handelt in Feldern existenzieller und sozialer Not, steht zur Verfügung mit Neugierigen und Suchenden Spiritualität und Religion einzuüben und Jesu Botschaft kennen zu lernen. Das Konzept der Sozialraumpastoral bietet den kirchlichen Akteuren Vernetzung, die Weitung ihrer Wahrnehmung und des Blickes auf den Ort und die Lebenswelten. Die Menschen im Raum erfahren die Unterstützung der Kirche im Lebensraum, eine reale Veränderung der Bedingungen vor Ort unter der Perspektive der göttlichen Verheißung einer ‚neuen Stadt‘ (Offb 21, 2)“.¹⁴

Literaturhinweise

Erzbischof Köln, (Hg.), Wandel gestalten – Glauben entfalten. Perspektive 2020. Pfarrgemeinderatssatzung. Pastoralkonzepte im Seelsorgebereich. Köln o.J. (2009).

Jens Freiwald/Josef Schäfers, Sozialraumpastoral im Katholischen Stadtdekanat Köln, in: Lebendige Seelsorge 2/ 2009, 132–137.

Franz Meurer/Peter Otten/Silvana Becker (Hg.), Ort Macht Heil. Ein Lese- und Praxisbuch über lebensraumorientierte Pastoral in Köln HöVi (Höhenberg-Vingst). Berlin 2006.

Josef Schäfers, Sozialraumpastoral im Stadtdekanat Köln, in: Diakonia, Heft 1, Januar 2010, S. 50-57.

Udo Fr. Schmälzle u.a., Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum. Berlin 2008.

Anmerkungen:

- ¹ Die Begriffe „Caritasverband“ und „verbandliche Caritas“ meinen im Folgenden alle karitativ tätigen Akteure in der Trägerschaft katholischer Verbände und Vereinigungen unter dem Dach des Deutschen Caritasverbandes. Da die Einheit von Pfarrei als Administrationsform und Gemeinde als Sozialform von Kirche mit der Bildung „pastoraler Großräume“ nicht mehr existiert, wird im Folgenden vornehmlich der Begriff „territoriale Pastoral“ verwendet.
- ² Vgl. Papst Benedikt XVI: Enzyklika „Deus caritas est“ 14, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2006.
Vgl. Dünner, Alfred/Gebhardt, Wilfried: „Standort und Stellenwert der Caritas in einer sich wandelnden Kirche und sich verändernden Welt“, in: Caritas. Zeitschrift 94 (1993), S. 544f.
Vgl. Die deutschen Bischöfe: „Caritas als Lebensvollzug der Kirche und als verbandliches Engagement in Kirche und Gesellschaft“ Nr. 64, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1999, S.29f.
- ³ Vgl. Joachim Kardinal Meisner: „Caritas ist Zeugnis des Heils“, in: Caritas in NRW 3/2006.

Vgl. Die deutschen Bischöfe: „Berufen zur Caritas“ Nr. 91, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2009, S.14.

Vgl. „Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen“, hg. vom Deutschen Caritasverband. Freiburg 2008, S. 9.

⁴ Vgl. „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005: Milieuhandbuch.“, hg. von der Medien-Dienstleistung GmbH in Kooperation mit der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle e.V. München 2005.

⁵ Vgl. Glasl, Friedrich/Lievegoed, Bernhard: „Dynamische Unternehmensentwicklung“, 3. überarb. Auflage. Bern 2004, S. 47ff.

⁶ Das Referat „Caritas und Pastoral“ nahm am 01.09.1969 im Generalsekretariats des Deutschen Caritasverbandes seine Arbeit auf.

⁷ An dieser Stelle wird vom ‚klassischen katholischen Milieu‘ gesprochen, da es sich hier um den Milieubegriff handelt, für den der Gruppenopportunistismus noch eine größere Rolle spielte als der stärker von den individuellen Lebensauffassungen ausgehende Milieubegriff der ‚SINUS-Studie‘.

⁸ Lat. „mit der Kirche fühlen“: aktive, innere Solidarisierung mit der Kirche; Gespür für das, was die Kirche braucht. Der Begriff ist den Geistlichen Übungen des Heiligen Ignatius von Loyola entnommen.

⁹ Vgl. Grundkurs des Glaubens des Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V., beschrieben in Caritas in NRW, Ausgabe 3/2006.

¹⁰ Vgl. Andreas Meiwes: „Wertorientiert und kompetent – Die Freie Wohlfahrtspflege wird ihr Profil als soziale Institution schärfen müssen“, in: Caritas in NRW 1/2010.

¹¹ Vgl. „Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen“, hg. vom Deutschen Caritasverband. 2008, S 12.

¹² In der Regel sind die fusionierten Pfarreien und -gemeinschaften in den Seelsorgebereichen den Sozialräumen angeglichen.

¹³ Johannes Bastgen/Franz Decker/Ludger Hengefeld/Jens Freiwald/Josef Schäfers/Clemens Zahn, Arbeitspapier „Sozialraumpastoral“. Köln 2008., 1,3f. (unveröffentlicht). Erhältlich unter: www.sozialraumpastoral.de

¹⁴ Josef Schäfers, Sozialraumpastoral im Stadtdekanat Köln, in: Diakonia, Heft 1, Januar 2010, S. 56f.

Markus Rischen

Godly Play

Hilf mir, selbst Gott zu entdecken

Alexander (5 Jahre alt) geht im Godly Play Raum zur Weihnachtsskrippe und nimmt sich das Jesuskind. Samt Futterkrippe legt er es zum Jerusalemer Tempel und sagt: „Da gehört der Jesus rein.“

Das Jesuskind, das im Allerheiligsten des Tempels liegt; der unsichtbare Gott manifestiert sich in einem kleinen Kind. Das ist eine Szene, die sich im Freispiel von Godly Play ereignen kann.

Godly Play, ein neuer alter Ansatz

Godly Play definiert sich selbst als ein „Konzept zum spielerischen Entdecken von Bibel und Glaube“.¹ Dabei ergänzen sich „Play“ – ein Spiel mit Gottes Wort, ein Spiel mit Sprache, ein Spiel mit vorbereitetem Erzählmaterial – und „Godly“ – das Erforschen und Entdecken biblischer Erzählungen und liturgischer Vollzüge.

Godly Play ist ein neuer und zugleich ein alter, erprobter Ansatz in der katechetischen Arbeit mit Kindern. Seit einigen Jahren ist er auch im deutschsprachigen Raum immer häufiger anzutreffen. Godly Play ist neu, da es in Deutschland, vor allem im katholischen Bereich, erst seit wenigen Jahren bekannt ist. Doch Godly Play ist zugleich schon alt, da seine Wurzeln in der Montessori-Pädagogik und in einer über 30-jährigen Praxis im Rahmen der amerikanischen Sonntagschule liegen.

Die Wurzeln: Maria Montessori und die Montessoripädagogik

Maria Montessori wurde 1870 in Chiaravalle (Italien) geboren und starb 1952 in

Noordwijk (Niederlande). Sie promovierte als erste Frau Italiens in Medizin. Für ihre Arbeit in einer psychiatrischen Klinik in Rom entwickelte sie spezielles Lernmaterial. Dies nutzte sie auch, als sie 1907 begann, eine Kinderbetreuungseinrichtung in einer Arbeitersiedlung zu eröffnen.

Durch die Beobachtung der Kinder wurde ihr klar, dass die Art und Weise, wie Kinder lernen, einem inneren Bedürfnis folgt und das, wenn es ungestört bleibt und geeignete Anregungen erhält, zu überraschen Ergebnissen führt.

Die so genannte „Montessoripädagogik“ verfolgt diesen Gedanken weiter. Sie vertraut dem inneren Drang der Kinder, Neues entdecken zu wollen und Antworten auf die inneren Fragen zu finden. Sie respektiert das Tempo jedes einzelnen Kindes und schafft Raum für die Tiefe der Konzentration. Damit dies gelingt, ist die Aufgabe der Erzieherinnen und Erzieher, einen entsprechenden Rahmen zu schaffen. Sie vereinbaren mit den Kindern Regeln, bereiten die Umgebung und sich selbst vor und stellen geeignetes Material zur Verfügung.

„Die große Bitte der Kinder lautet: ‚Hilf mir, es selbst zu tun‘. Die Erwachsenen sind aufgefordert zu einem ‚heiligen‘ Respekt: in der Wahl der Worte, der Aufmerksamkeit, der Zuwendung und dem Ton.“²

Auch die religionspädagogische Bildung der Kinder war Maria Montessori wichtig. In ihrer Schule in Barcelona richtete sie eine Kapelle für die Kinder ein und kreierte eigene Materialien für die Liturgie und das Vorstellen biblischer Geschichten. Mit Kommunionkindern, die sie auf den Empfang ihrer Erstkommunion vorbereitete, pflanzte sie Weizen, erntete ihn und buk mit dem Mehl Brot für die Hostien. Ihre Schülerinnen und Schüler entwickelten dann weitere, noch tiefer gehende religionspädagogische Ansätze.³

Die Wurzeln: Jerome Berryman

Jerome W. Berryman wurde 1937 in Ashland, Kansas (USA) geboren. Er studierte Theologie und Jura und lernte 1972 die Montessoripädagogik in Italien kennen, u.a. bei Sofia Cavaletti. Nach seiner Rückkehr in die USA entwickelte er auf dem Hintergrund der Montessoripädagogik, seiner theologischen Studien und der katechetischen Tätigkeiten in Gemeinde, Schule und Klinikseelsorge das Konzept von Godly Play. Mittlerweile ist er Geistlicher der Episkopalkirche und Gründer des „Center for the Theologie of Childhood“ in Houston, Texas (USA).

Godly Play-Alltag

Der Raum

Im Idealfall ereignet sich Godly Play in einem eigens dafür eingerichteten Godly Play Raum; ganz im Sinne der „vorbereiteten Umgebung“ bei Maria Montessori. In diesem Raum gibt es an den Wänden eine Reihe von Regalen, die das Godly Play-Material enthalten. Die Regale sind offen und so gestaltet, dass sich die Kinder das Material selbständig heraus nehmen können. Die Anordnung der Regale und des Materials ist nicht zufällig. Hinter der Erzählerin steht das so genannte „Fokusregal“. Dort befindet sich neben Material zum Kirchenjahr vor allem eine Krippendarstellung, die so genannte „Heilige Familie“, die ergänzt ist durch die Figur eines auferstandenen Christus, der seine Arme weit geöffnet hat. So wird deutlich gemacht, dass alle Geschichten auf dem Hintergrund von Menschwerdung und Auferstehung erzählt werden. Die Figuren stehen auf einem Tuch, dessen Farbe die gerade aktuelle liturgische Farbe ist. Vom Fokusregal aus gehen dann (von den Kindern aus gesehen) rechts die so genannten Glaubensgeschichten ab. Dabei handelt es sich um Erzählungen aus dem Alten Testament. Darauf folgen Gleichnisse und darauf litur-

gische Einheiten aus dem Bereich des Kirchenjahres oder der Sakramente. Schließlich folgen Regale mit Kreativmaterial und der Kreis schließt sich. So entsteht für die Kinder eine begeh- und im wahrsten Sinne begreifbare Bibel.

Der Raum ist ein geheiligter Ort (sacred space), an dessen Schwelle die Kinder besonders empfangen werden und in dem besondere Regeln gelten. Es ist ein Raum, der in besonderer Art und Weise für die Kinder reserviert ist. Eltern und andere Erwachsene nehmen mit Ausnahme der Erzählerin und ihres Co-Partners (doorperson) an einer Godly Play Einheit der Kinder nicht teil. Zugleich ist er ein sicherer Raum (safe space), in dem sich die Kinder für die religiösen Grundfragen ihrer Existenz öffnen können.

Ein eigener Raum, eigenes, kostbares Material: Das drückt Respekt und Wertschätzung gegenüber Kindern aus, was von diesen auch so verstanden wird. In der Regel gehen die Kinder daher sehr achtsam mit dem Material um.

Vier Phasen

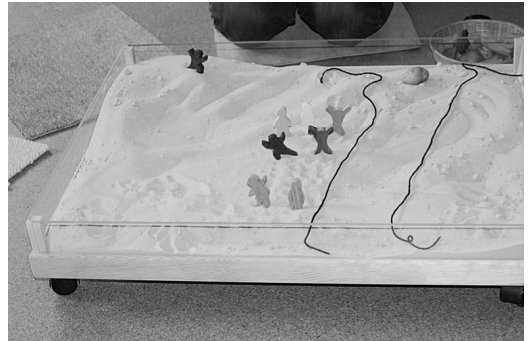
Eine Godly Play-Einheit hat eine feste Zeitstruktur, die aus vier Phasen besteht: Eintreten und den Kreis bilden, eine Darbietung sehen und darüber ein Ergründungsgespräch führen, sich in einer kreativen Reaktion betätigen und am Ende ein Fest feiern.

1. Eintreten und den Kreis bilden

An der Schwelle des Godly Play-Raumes wird jedes einzelne Kind vom Co-Partner begrüßt und „entschleunigt“. So wird es dem Kind erleichtert, sich auf das Komende einzulassen. Dann findet es in der Mitte des Raumes auf einer Matte oder einem Kissen einen Platz im Kreis. Die Erzählerin ist schon dort und begrüßt das Kind noch einmal. Wenn alle Kinder versammelt sind, leitet die Erzählerin mit der Frage „Bist Du bereit?“ zur zweiten Phase über.

2. Die Darbietung

Nachdem sich auch die Erzählerin noch einmal gesammelt hat, steht sie auf und beginnt jede Darbietung mit den Worten: „Schaut genau, wohin ich gehe, dann wisst ihr immer, wo ihr diese Geschichte finden könnt, wenn ihr euch mit ihr beschäftigen wollt.“ Dann wird die für diesen Tag vorgesehene Geschichte mit Filztüchern, Bildtafeln oder auch einer mit Sand gefüllten Kiste und Holzfiguren visualisiert. Während des Erzählens der Geschichte sind die Augen der Erzählerin immer auf das Material gerichtet und nicht auf die Kinder. Erzählerin und Kinder sollen sich so vollständig wie möglich in den Verlauf der Geschichte hinein begeben.



Am Ende der Darbietung bleibt die Erzählerin still sitzen, um die ausgebreitete Geschichte zu genießen. Erst dann hebt sie die Augen, um Kontakt zu den Kindern aufzunehmen und zusammen mit ihnen die Geschichte zu ergründen. Je nach Genre der Darbietungen gibt es ein Zusammenstellung von unterschiedlichen Fragen, die die Kinder einladen, zu reagieren, zum Beispiel: „Ich frage mich, welcher Teil der Geschichte euch am besten gefallen hat?“ oder „Ich frage mich, welcher Teil der Geschichte ist wohl am wichtigsten?“ oder „Ob ihr so einem Hirten/Senf Korn/Sauerteig etc. schon einmal nahe gekommen seid?“. Je nach Alter und Stimmung der Kinder sind die Antworten unterschiedlich zahlreich oder lang. Aber die Kinder können auch still ergründen und nichts aus-

sprechen. Auch das geht, bzw. ist gewollt. Auch das in Stille Schauen auf eine Geschichte gehört zum religiösen Spracherwerb. Am Ende des Gesprächs erfolgt keine abschließende Deutung in der Art von „Gott will also ...“ oder „Der gute Hirte ist ...“. Den Kindern soll dadurch nicht die Chance genommen, es selbst zu entdecken, was Gott will oder wer der gute Hirte in Wirklichkeit ist.

3. Reaktion – Kreativphase

Nachdem das Material von der Erzählerin weggeräumt wurde, fragt sie jedes einzelne der Kinder: „Ich frage mich, womit Du dich wohl jetzt beschäftigen möchtest?“ Der Eindruck aus der Darbietung und der Ergründung soll einen kreativen Ausdruck finden. Die Kinder können nun diese oder eine andere Geschichte nachspielen oder malen, basteln, kneten, lesen, schreiben oder sich anders praktisch betätigen. Die Ergebnisse ihrer Arbeit können sie, wenn sie möchten, der Erzählerin zeigen. Die Arbeiten werden aber nicht bewertet und auch im Kreis nicht noch einmal präsentiert. Die Erzählerin und der Co-Partner sind die ganze Zeit für die Kinder da, um zum Gespräch zur Verfügung zu stehen oder den Kindern die Materialien zu reichen, die sich selbst nicht nehmen können.



4. Das Fest

Darauf folgt das gemeinsame Fest. Die Kinder werden eingeladen, ihre Arbeiten zu beenden bzw. beim nächsten Treffen fortzuführen. Dann kommen alle noch einmal im Kreis zusammen, beten oder singen miteinander und essen und trinken zusammen. Nach der persönlichen Verabschiedung der Kinder, können sie für ihre Eltern einen Elternbrief mitnehmen, der als Kopiervorlage schon in den Godly Play-Praxisbänden vorhanden ist.

Die vier Phasen dauern optimalerweise 60–90 Minuten, immer in Abhängigkeit vom Alter der Kinder. Je nach Zeitbudget, das zur Verfügung steht, können die Phasen aber auch auf mehrere Treffen aufgeteilt oder auch nur in Teilen durchgeführt werden.

Das Material

Für jede Einheit gibt es spezielles Material. Einige Gegenstände werden aber auch für mehrere Einheiten genutzt. Allen gemeinsam ist, dass es in der Regel hochwertig und von den Kindern als „kostbar“ angesehen wird. „Goldene Kisten“, massives Holz, schöne Stoffe, Sand und Filz gehören dazu. Das Material kann gekauft – eine Leipziger Behindertenwerkstatt hat die entsprechenden Lizenzen erworben – oder auch selbst hergestellt werden.

Godly Play im Seelsorgebereich

In einem „normalen“ Seelsorgebereich gibt es zwischen Taufe und Erstkommunionkatechese nur wenige Gruppenangebote für jüngere Kinder. Eltern-Kind-Gruppen hören in der Regel mit dem Eintritt der Kinder in den Kindergarten auf. Religiöse Bildung findet in Hinblick auf die Kinder in diesem Kontext kaum statt. Einige Kinder besuchen dann, falls vorhanden, eine kath. Kindertagesstätte mit einem religionspädagogischen Angebot. Doch beson-

ders in den ersten zwei Schuljahren klafft dann eine Lücke bis zur Erstkommunionvorbereitung. Und erst danach erfolgt in der Regel die Einladung zur Teilnahme an einer pfarrlichen oder verbandlichen Kindergruppe. Mit seinem jahrgangsübergreifenden Ansatz kann Godly Play diese Lücke schließen.

Im Seelsorgebereich „Neusser Süden“ existiert daher seit zwei Jahren das Angebot, an einer offenen Godly Play-Kindergruppe teilzunehmen. Zusätzlich zum monatlichen Kleinkindergottesdienst in einer der Pfarrkirchen, soll es ein weiteres, regelmäßiges Angebot für jüngere Kinder geben, das einen intensiveren, persönlichen Kontakt und individuelleres Eingehen auf einzelne Kinder ermöglichen soll.

Mittlerweile existiert in den Räumen des Katholischen Familienzentrum Norf/Rosellen ein Raum, der speziell für die Arbeit mit Kindern gedacht ist. Dort trifft sich eine Eltern-Baby-Gruppe, bietet der Kirchenmusiker ein Musikangebot an, arbeitet eine Logopädin mit Kindern aus der benachbarten Kindertagesstätte und dort findet nun auch in 14-tägigem Rhythmus Godly Play statt. Die Regale für das Godly Play-Material sind alle mit Rollen versehen und können für andere Aktivitäten im Raum entsprechend umgestellt werden.

Darüber hinaus war Godly Play ein Angebot für Kinder auf verschiedenen Pfarrfesten im Seelsorgebereich sowie der methodische Hintergrund für die Erstellung des Leitbildes der pastoralen Konzeption des Katholischen Familienzentrums Norf/Rosellen.

Godly Play in der Kindertagesstätte

Es sind unterschiedliche Formen denkbar, in denen Godly Play einen Platz in einer Kindertagesstätte haben kann.

Um es in seiner Reinform zu praktizieren, idealerweise in einem Montessori Kinderhaus, findet es in einem eigenen Godly Play-Raum oder zumindest in einer Godly

Play-Ecke statt. So ist das Material ständig greifbar, sei es für eine einzelne Einheit oder auch wenn die Kinder in ihrer regulären Freiarbeit sich mit dem Material beschäftigen wollen. Es ist damit eine sinnvolle Ergänzung zu anderen religionspädagogischen Aktivitäten in der Einrichtung. Godly Play hat nicht den Anspruch, andere Methoden zu verdrängen.

Eine andere Möglichkeit ist, projektbezogen mit der Methode und dem ihr eigenen Material zu arbeiten. So ist es leicht möglich, das Material für z.B. vier Wochen jedes Mal in die Einrichtung mitzubringen und dann damit zu arbeiten. Ein pastoraler Mitarbeiter kann damit dann in unterschiedlichen Einrichtungen arbeiten, oder die Einrichtungen leihen sich das Material untereinander aus.

Godly Play in der Begegnung mit Erwachsenen

Godly Play hat sich im Laufe der Zeit weiter entwickelt und wird auch in der Arbeit mit Erwachsenen benutzt. In Australien ist es integraler Bestandteil der Erwachsenenbildung. Godly Play wird in den USA eingesetzt in der Krankenhaus- und in der Gefangenenseelsorge.

Azus meiner konkreten Arbeit kann ich von zwei Beispielen berichten:

Godly Play und die Erstellung des pastoralen Leitbildes eines Katholischen Familienzentrums

2008 half Godly Play bei der Erstellung des pastoralen Leitbildes des Kath. Familienzentrums für Seelsorgebereich „Neusser Süden“. Mit Erzieherinnen, Leiterinnen und Mitgliedern der Koordinierungsgruppe beschäftigten wir uns mit der Godly Play-Einheit „Die große Familie“, die vom Auszug Abrams und Sarais aus Ur, der Verheißung an Abram, Stammvater eines großen Volkes zu werden und der Geburt Isaaks berichtet. Die klassischen Ergrün-

dungsfragen für Glaubensgeschichten wurden zu diesem Zweck modifiziert. Zu den Fragen „Was ist für dich der schönste Teil der Geschichte?“ und „Was ist der wichtigste Teil der Geschichte“ kam die Frage „Wo kommt in dieser Geschichte unser Katholisches Familienzentrum vor?“ hinzu. Die Fragen regten zu sehr intensiven Gesprächen an. Als Essenz wurde festgehalten:

- Abraham und Sara bleiben nicht satt sitzen, sondern machen sich auf den Weg.
- Dabei vertrauen sie ganz und gar Gott.
- Sie gehen den Weg nicht allein.
- Sie gehen auch für sie neue und unbekannte Wege.
- Abraham baute auf diesem Weg Altäre, um Erinnerungspunkte für die Anwesenheit Gottes in seinem Leben zu haben. Auch andere Menschen haben die Altäre und das damit verbundene Bekenntnis wahrgenommen.
- Gott stärkte sie auf dem Weg.
- Gott ist überall zu finden, auch in der Wüste.
- Abraham und Sara empfangen und geben Gastfreundschaft.
- Wir sind gewissermaßen „Kinder“ Abrahams und Saras.
- Dies gilt auch für die Muslime, die mit uns hier leben.
- Zusammen mit ihnen sind wir ein Teil von Gottes großer Familie.

Godly Play im Glaubensgespräch

Im Rahmen des Pfarrfestes bot ich eine offene Godly Play-Runde für Erwachsene an. Präsentiert wurde von mir eine Glaubensgeschichte mit dem Titel „Das Exil und die Rückkehr“. Inhalt war die Verschleppung des jüdischen Volkes nach Babylon und die Rückkehr Esras und Nehemias nach Jerusalem. In der Ergründungsphase gelang es den Teilnehmerinnen (es kamen nur Frauen!), sich diese biblische Geschichte zu Eigen zu machen und ihre eigenen Erfahrungen von „Verbanung“ und Verlust des kultischen Zentrums

durch die Umstrukturierungen im Seelensorgebereich zu benennen. Es entwickelte sich eine intensive Auseinandersetzung darüber, wohin und wie Gott mit seinem Volk und jedem einzelnen auf dem Weg ist und welche Rolle „Tempel- und Synagogengottesdienst“ im Leben einer Gemeinde spielen. Am Ende wurde von den Teilnehmerinnen festgestellt, dass bei aller Trauer und Verlustschmerz im Exil auch enorme Potenziale stecken.

Zum Schluss

In Godly Play stecken enorme Potenziale. Kinder und Erwachsene erhalten die Möglichkeit, einen eigenen, persönlichen Zugang zu biblischen Geschichten und liturgischen Vollzügen zu entdecken. In kurzen Projekten und in die Tiefe gehenden Gruppen wird dem Heiligen Geist Raum gegeben zu wirken. So wie die Apostel am Pfingsttag können Menschen, die Godly Play begegnen, lernen, ihrem Glauben eine Sprache zu geben, eine Grundlage, um anderen davon erzählen zu können.

Unter www.godlyplay.de sind die Termine von Kennenlertagen zu finden.

Literaturhinweise

Berryman, Jerome W., Godly Play: Das Konzept zum spielerischen Entdecken von Bibel und Glaube, hg. von Martin Steinhäuser. Leipzig 2006 [Band 1: Einführung in Theorie und Praxis; Band 2: Glaubensgeschichten; Band 3: Weihnachtsfestkreis und Gleichnisse; Band 4: Osterfestkreis]; Leipzig 2008 [Band 5: Analysen, Handlungsfelder, Praxis].

Candolini, Gernot, Schule der Kinder – Leben und Lernen mit Montessor., München 2007.

Ludwig, Harald (Hrsg.), Erziehen mit Maria Montessori – ein reformpädagogisches Konzept in der Praxis. Freiburg 2003.

Schweiker, Wolfgang, Godly Play an Sonderschulen – eine leibhaftige Form der religiösen Bildung, in: Beuers, Wolfgang, Pithan, Annabelle! Wuckelt, Agnes (Hg): Leibhaftig leben – Forum für Heil- und Religionspädagogik Bd. 4. Münster 2007; S. 169 ff.

Martin Lätzel

Freunde anstupsen

Pastoral und Social Media?

Alle Twittern! Alle? Harald Schmidt tut's. Die politischen Parteien tun's. Die Bistümer Limburg und Essen, die Caritas beispielsweise auch: Twittern. Erzbischof Zollitsch und die Deutsche Bischofskonferenz haben zumindest einen Account. Die Diözesen Trier und Limburg betreiben Seiten auf Facebook. Das Bistum Essen bietet auf seiner Internetseite eine breite Vielfalt von Netzwerkdienstleistern, auf denen die einzelnen Überschriften und Meldungen einfach gepostet werden können.

Was vor einiger Zeit noch als spleeniger Tick der digitalen Bohème angesehen wurde, ist mittlerweile weit verbreitet. Das Schlagwort heißt Web 2.0. Selbst dieser Begriff wird in Bloggerkreisen nicht mehr gerne verwendet. Man spricht heute lieber von Social Media. Wurde das Internet zunächst mit einer Einbahn-Kommunikation genutzt – der Sender stellt eine Information ins Netz, die vom Empfänger abgerufen werden kann – so hat sich das Netz mittlerweile zu einem beteiligungsorientierten Medium gewandelt. Dialog wird möglich und Mitgestaltung von Inhalten. Nicht zuletzt fördert und fordert das Netz die eigene Profilierung.

Der Nutzer gestaltet Inhalte aktiv mit, er ist vom Internet-Konsumenten zum Internet-Prosumenten geworden. Jeder kann sich präsentieren mit Bild und Meinung, selbst wenn es peinlich wird. Da finden sich auf den verschiedenen Seiten zur Genüge Beispiele. Nun mag man sich zurücklehnen und den Trend bedauern, herabschauen auf die bedauernswerten Kreaturen, die sich nachts in irgendwelchen

Anmerkungen:

- ¹ Untertitel der Buchreihe „Godly Play“, die eine Einführung in Theorie und Praxis von Godly Play zum Thema hat.
- ² Candolini, Gernot, Schule der Kinder – Leben und Lernen mit Montessori, München 2007, S. 9.
- ³ Zu nennen sind in diesem Zusammenhang Edwin M. Standing und Sofia Cavaletti.
- ⁴ Berryman, Jerome W., Godly Play: Das Konzept zum spielerischen Entdecken von Bibel und Glaube, hg. von Martin Steinhäuser. Leipzig 2006; Band 1 Einführung in Theorie und Praxis; S. 181.

Internetforen präsentieren müssen, weil sie tagsüber keine Freunde haben. Und in der Tat ist diese Gefahr gerade in der jungen Generation nicht von der Hand zu weisen.¹ Sicher gibt es in jedem Trend auch eine Gegenbewegung, Menschen, die sich nicht der Diktatur der Präsentation unterwerfen wollen, die sich entweder den sozialen Netzwerken verweigern oder, nachdem sie sich einige Zeit beteiligt haben, wieder aussteigen.

Andererseits aber wird der Trend unumkehrbar sein, das heißt, das Internet ermöglicht ganz neue Arten von Kommunikation und Vernetzung mit bisher ungeahnten und allenfalls befürchteten Möglichkeiten. Im Übrigen geht es um ein Instrument, neudeutsch ein Tool und nicht um eine Art Plattform, auf der sich das komplette (auch private) Leben abspielen sollte. Für Netztheoretiker wie Michael Maier ist das Internet – und im besonderen das interaktive Internet – gar die einzige und große Möglichkeit, menschliche Erkenntnis zu bündeln und komplementär zu ergänzen, um die Wohlfahrt der Menschen zu befördern und Katastrophen zu verhindern: „Indem jeder durch das Internet direkt am Gesamtprozess teilhat, nimmt er unmittelbar Einfluss. Und zwar schon sehr früh: Gedanken werden im Internet gemeinsam gefasst, Irrtümer korrigiert. Alles wird getan, damit der Denkprozess nicht in eine Sackgasse mündet.“² Theologiegeschichtlich geprägt, muss man an Teilhard de Chardin denken und seine Idee von der Noosphäre. Mag vielleicht das World Wide Web dem in Ansätzen entsprechen? Auch die Kirchen haben in ihrer Geschichte immer die Gemeinschaft gefördert, so Maier, und nur sie ist in der Lage, drängende Probleme zu lösen.

Wer früher von seinem Netzwerk sprach, meinte Menschen in der Umgebung, die man kennt und mit denen man in irgendeiner Weise privat oder beruflich verbunden ist. Das Online-Tagebuch Facebook behauptet von sich, zurzeit 350 Millionen Mitglieder zu haben, sozusagen die viert-

größte „Nation“ der Welt zu sein. Die Nutzer von Twitter hingegen sind schwer zu fassen. Da es sich um einen Microbloggingdienst handelt, zählen die individuellen Abonnenten. Harald Schmidt z.B. bringt es auf ca. 17.000 Follower und selbst diese Anzahl wird sich bis zum Erscheinen des Artikels geändert haben.

Mittlerweile nutzen auch einige Firmen und Organisationen Social Media-Angebote und es stellt sich natürlich die Frage, welchen Sinn es für kirchliche Organisationen haben kann, mitzumachen und wenn es sinnvoll ist, steht immer noch die Frage im Raum, auf welchem Portal man sich engagieren soll und mit welchem Inhalt. Wie gesagt, es gibt mittlerweile unzählige Angebote, alle sind verschieden und alle unterliegen einem Prozess, werden sich also im Laufe der Zeit verändern. In ihren Grundzügen jedoch ähneln sie sich. Einige Portale mögen stellvertretend für alle stehen.

*Twitter*³ ist ein so genannter Microbloggingdienst, das heißt, man hat die Möglichkeit, Aussagen ins Netz zu stellen, die von anderen, die den Dienst abonniert haben, gelesen werden können. Allerdings ist der Umfang der Informationen begrenzt, ein Tweed (also eine Twittermeldung) darf höchstens 140 Zeichen umfassen. Der Dienst verführt dazu, Belanglosigkeiten ins Netz zu stellen („Gerade einen Apfel gegessen, jetzt geht's raus zum Joggen“), oder aber die eigene Botschaft kurz und bündig auf den Punkt zu bringen.

*Facebook*⁴ versteht sich als Internetcommunity, die Tagebücher online veröffentlicht („Was machst Du gerade?“) und „Freunde“ zusammenbringt. Wer als „Freund“ akzeptiert wird, hat die Möglichkeit, die Internettagebücher anderer zu lesen. Dazu können Fotos, Verweise auf andere Links, Reiseorte u.v.m. gepostet werden. Es können aber auch problemlos Gruppen gegründet und beworben werden, die sich einem bestimmten Ziel verschreiben.

XING⁵ ist in erster Linie für Geschäftskontakte gedacht. Man erstellt ein Kompetenzprofil und knüpft Kontakte, die wiederum eigene Kontakte knüpfen. Zudem gibt es die Möglichkeit, Gruppen zu bilden, die sich in Foren zu bestimmten Themen austauschen. Auf XING, das es in einer freien und einer kostenpflichtigen Version gibt, sind bereits die Gruppen Theologen und kirchliche Gruppen aktiv.

Die *VZ-Netzwerke* (*StudiVZ*, *SchülerVZ* und *MeinVZ*) sind ähnliche Netzwerke wie Facebook, in letzter Zeit aber ein wenig in den Hintergrund gerückt. Ursprünglich waren sie gedacht als Möglichkeit für Schüler und Studierende, miteinander in Kontakt zu kommen. So lange diese Netzwerke einen leichten Insider-Charakter hatten, bekamen sie gerade für junge Leute einen besonderen Reiz. Natürlich werden sie uncool, wenn auch der Vater oder die Mutter auf sozialen Netzwerken aktiv wird.

Wer in sozialen Netzwerken aktiv ist, braucht Inhalte. Wer nichts zu sagen hat, braucht auch nichts zu sagen, geschweige denn zu twittern oder auf Facebook einzustellen. Das Problem im Netz ist der Overflow an Daten, der nach dem ersten Boom dazu führen wird, sich sehr genau Informationen herauszufiltern. Hier werden nur die Anbieter Erfolg haben, die auch wirklich wichtige Informationen bieten können. Da sind kirchliche Anbieter keine Ausnahme. Allein Pressemitteilungen zu veröffentlichen, ist öde, interessiert niemanden und wird längerfristig mit dazu beitragen, dass die Netzwerke unattraktiver werden und andere entstehen. Für derartige Informationen gibt es andere, bessere Wege, wie zum Beispiel eine gut gestaltete(!), aktuelle Homepage und einen attraktiven Newsletter. Außerdem ist zu beachten, dass Social Media dialogisch abläuft. Diese Kommunikationsform ist für viele Marketingverantwortliche Neuland, denn der Empfänger einer Werbebotschaft meldet direkt zurück, war ihm gefällt oder eben auch nicht gefällt. Hierfür ist ein völlig

neues Kommunikationsverständnis nötig. Zudem hat das Internet ein lebenslanges Gedächtnis: Die Gefahr liegt darin, dass alles, was jemals irgendwo im Internet veröffentlicht wird, langfristig zu finden sein wird. Jeder noch so kleine Fehler, jede kritische Äußerung kann Jahre später wieder hervorgeholt werden. Die Portale bieten allen, die dabei sind, die Möglichkeit, ihren Unmut zu verbreiten – und niemand kann sie daran hindern. Allerdings ist auch das Gegenteil möglich.

Für die Kirchen bietet es sich an, die Medien im Web 2.0. als Komplementärmedien zu nutzen. Twitter und Facebook und die anderen Portale können zusätzlich wirken. Ihnen bleibt der Makel, dass sie quasi „offiziell“ gefüttert werden, von der Caritas beispielsweise, oder einem Bistum. Wer jedoch in diesen Netzwerken unterwegs ist, sucht das Persönliche, die eigene Anschauung, die Individualität, ja, man kann es so nennen: das Zeugnis.

Drei Punkte mögen aufzeigen, wie der eigentliche Wert der sozialen Netzwerke für die Pastoral aussehen kann.

- In Zeiten einer sich verstärkenden Diasporasituationen, können die Angebote das bieten, was sie sind: Netzwerke. Die Erfahrung, zu einer Glaubensgemeinschaft zu gehören, wird immer weniger werden. Sicher gibt es Zusammenkünfte, Jugendtreffen etc., aber sie können nur punktuellen Charakter haben. Virtuelle Netzwerke bieten die Möglichkeit, Kontakte aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Bis zum nächsten Treffen von Angesichts zu Angesicht. Sicher gibt es hier auch die Möglichkeit, konkretes Erleben und Vernetzung von Gemeinschaft im Internet zu verbinden. Jugendtreffen mögen durch Netgroups vorbereitet werden, oder aber nachhaltig weiter geführt werden durch Blogs, Chats und Infos. So mag man Freunde „anstupsen“, wie es in der Facebooksprache heißt, um mit ihnen online die Zeit

bis zum nächsten realen Treffen zu überbrücken.

- In Zeiten zurückgehender Kampagnenfähigkeit aufgrund mangelnden politischen Einflusses der Kirchen (der sicher zu konstatieren ist), bieten die Portale die Möglichkeit, Themen in der Öffentlichkeit zu platzieren. Im November 2009 hat der Jesuit Jörg Alt die Möglichkeit genutzt, um über Facebook für eine von ihm gestartete Kampagne zu werben, die eine Petition im Deutschen Bundestag zur Einführung einer Finanztransaktionssteuer erreichen sollte.⁶ Über eine Art Schneeballsystem sollten die dafür notwendigen Unterschriften gesammelt werden. Das Netz bot hier eine Bühne, um rasend schnell eine Botschaft zu verbreiten und Unterstützerinnen und Unterstützer zu gewinnen.
- Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, dass gerade in den sozialen Netzwerken das persönliche Zeugnis gesucht wird. Und das gilt auch für das Bekenntnis zum eigenen Glauben. Auf einem Blog der Zeitschrift Neon finden sich eine Reihe von Auseinandersetzungen junger Menschen mit dem Glauben.⁷ Sie bieten Reibungsfläche, aber auch überraschende Erkenntnis und sollten pastoral Tätige zum Nachdenken anregen. Aber auch auf Facebook und VZ gibt es Bekenntnisse – zum Glauben, zum kirchlichen Engagement oder auch als Stellungnahmen und Hinweise zu kirchlichen Ereignissen. Dem eignet durchaus missionarischer Charakter: „Wenn der Mensch religiös bedeutsame Ereignisse und Wahrheiten anderen mitteilt und ihnen hilft, diese anzunehmen, steht dieses Tun nicht nur ganz im Einklang mit dem Wesen eines humanen Dialog-, Verkündigungs- und Lernprozesses, sondern entspricht auch einer anderen wichtigen anthropologischen Gegebenheit: Dem Menschen ist die Sehnsucht eigen, die anderen an den eigenen Gütern teilhaben zu lassen. Die gläubige Annahme der Frohbotschaft

drängt von sich aus dazu, sie anderen mitzuteilen. Die Wahrheit, die das Leben rettet, entflammt das Herz dessen, der sie annimmt, mit einer Liebe zum Nächsten, die seine Freiheit bewegt, das weiterzuschicken, was er selbst umsonst empfangen hat.“⁸ Dass sich dieses persönliche Zeugnis heutzutage unter anderem auch seinen Weg auf die sozialen Netzwerke sucht, ist Zeit bedingt. Das Zitat verdeutlicht die Zeitlosigkeit des Sprechens über den Glauben, über das, was das Herz bewegt. Aber die Substanz gesellt sich kontextuell zur Methode.

Die Netzwerke sind auf Persönlichkeit ausgelegt. Ebenso wie das Glaubenszeugnis. „Wirklich Authentisches hat auch heute seine Faszination!“⁹, sagt Bischof Joachim Wanke. Authentisch zu erzählen bedeutet, das Erzählen von dem, was erlebt, erfahren und bewegt wurde und sich damit in die Geschichte und die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft zu stellen. Auch und gerade im Internet. Es gilt, sich den Möglichkeiten kritisch, aber offen zu stellen. Die neuen Medien sind kein Allheilmittel. Aber sie sind da, und es gilt, sie sinnvoll einzusetzen. Die Kirche hat in ihrer gesamten Geschichte, Kommunikationsmedien sinnvoll eingesetzt, nicht umsonst, war das erste Gutenbergsche Buch die Bibel. Eine sinnvolle Nutzung zeichnet sich durch ein Gleichgewicht aus zwischen direkter und virtueller Kommunikation. Das erfordert Kenntnisse und Reflexionsfähigkeit der Nutzer. Miriam Meckel, Kommunikationswissenschaftlerin, resümiert in Bezug auf das Web 2.0: „Ein Kommunikationstalent der mobilen vernetzten Gesellschaft ist in der Lage, die Kommunikationsdimensionen spielend zu wechseln, folgt dabei der klaren Regel, nicht alles ständig zu vermischen und gleichzeitig zu tun, und weiß um die Bedeutung jeder der beiden Dimensionen: des wirklichen Lebens und des virtuellen Lebens. Wir brauchen beide Dimensionen, müssen in beiden Dimensionen technisch, aber auch sozial anschlussfähig sein.“¹⁰ Miriam Meckel

sieht in dieser Perspektive mehr Nutzen als Nachteile: „Wer diese [eben genannten, M.L.] Grundsätze auch in der beruflichen Alltagspraxis beherrscht und durch konkrete, auf die eigene Person abgestimmte Regeln [...] ergänzt, hat gute Chancen, die modernen Kommunikationstechnologien in ihren Vorzügen zu nutzen, aber ihre negativen Effekte zu meiden.“¹¹ Es gilt, das Neue zu tun, ohne das Bewährte zu lassen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Frank Schirmmacher, Payback. Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen. München 2009.
- ² Michael Maier, Die ersten Tage der Zukunft. Wie wir mit dem Internet unser Denken verändern und die Welt retten können. München – Zürich 2008, 33.
- ³ twitter.com
- ⁴ www.facebook.com
- ⁵ www.xing.com
- ⁶ www.steuer-gegen-armut.org
- ⁷ www.neon.de
- ⁸ Kongregation für die Glaubenslehre, Lehrmäßige Note zu einigen Aspekten der Evangelisierung. Bonn 2007, 9f. [Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 180].
- ⁹ Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland, in: „Zeit zur Aussaat“. Bonn 2000, 35–42, 40.
- ¹⁰ 10Miriam Meckel, Die Aufmerksamkeitskrise. Wie wir uns in einer Kultur der Zerstreuung wieder versammeln können, in: OrganisationsEntwicklung. Zeitschrift für Unternehmensentwicklung und Change Management 4/2009, 38–42, 42.
- ¹¹ Ebd.

Reimund Haas

„Kriminalfälle“ auf der ersten „deutschen“ Reichssynode von Duisburg vom Jahre 929

Ein vergessener „ökumenischer“ Megaevent der Kulturhauptstadt Ruhr 2010

Mit 311 gelben Ballons, „SchachtZeichen“ genannt, die über ehemaligen Zechenplätzen in der letzten Maiwoche des Jahre 2010 in die Luft stiegen, beging die Kulturhauptstadt Ruhr eine ihrer wichtigsten Kulturaktionen. Wer erinnert sich in unserer schnelllebigen Zeit aktuell noch an dieses der vergangenen „Zechenkultur des Ruhrgebietes“ gesetzte „vergängliche Denkmal“?

Fragt der Zeitgenosse in der multikulturellen Gesellschaft des Ruhrgebiets mit seiner zz. größten deutschen Moschee in Duisburg-Marxloh nach der Rolle des Christentums und der christlichen Gemeinden,¹ so können die Christen an ihren „Spirituellen Kulturtankstellen“ u. a. auf das außerordentliche Pfarreien-Wachstum in der Epoche der Industrialisierung des 19. und 20 Jahrhunderts² sowie auf profilierte christliche Persönlichkeiten verweisen.³ Auch wird zu den christlichen Wurzeln des Ruhrgebiets über die letzten 200 Jahre und die Epoche der Reformation hinaus auf die bekannten frühmittelalterlichen Kirchen-Monumente der Essener Stiftskirche und der Werdener Abteikirche verwiesen.

Allgemein sind in der Geschichte des Christentums Konzilien und Synoden⁴ als

kirchliche Großereignisse zwar nicht gänzlich unbekannt, aber dass zeitlich schon rund 300 Jahre vor dem „Erzbischofsmord von 1225“ in Gevelsberg⁵ auf einer hochrangigen Synode im Ruhrgebiet „Kriminalfälle“ verhandelt wurden, ist den allermeisten Darstellungen zur (Christentums-)Geschichte der vordem auch „rheinisch-westfälisches Industriegebiet“ genannten Region und dem öffentlichen Bewusstsein des Kulturhauptstadtjahres nicht präsent.

Die dazu vor die Gründung des Ruhrbistums Essen (1958)⁶ zurückgehende konziliengeschichtlichen Forschung nach „vergessenen Kölner Synoden“ bzw. „Synoden im Ruhrgebiet“ gelangt zu den Anfängen des Ersten Deutschen Reiches. Nach dem Ende der Epoche des karolingisch-europäischen Reiches verlagerte sich zu Beginn des 10. Jahrhunderts das ostfränkische Reich unter König Heinrich I. (919–936) allmählich auf die rechte Rheinseite und so wird das Jahr 925 von vielen Historikern als Beginn des Ersten Deutschen Reiches angegeben.

Der Ort der Synode

In dieser frühmittelalterlichen Übergangsphase mit geringer Infrastruktur bot sich Duisburg als Tagungsort an, weil es dort neben der seit dem Jahre 893 belegten und ab 1543 auf Stadtratsbeschluss zum evangelisch-reformierten Bekenntnis überführten großen Salvator-Kirche auch schon eine angemessene königliche Wohnung bzw. Tagungsstätte (Pfalz) gab. Zudem lag Duisburg verkehrsgünstig am Rhein und nahe am Hellweg, der alten und wichtigen West-Ost Verkehrsader (später B 1 von Aachen bis zeitweise nach Königsberg). Die anschauliche Lokalisierung dieses Tagungsortes ist möglich an dem dreidimensionalen Stadtmodell von Duisburg um 1000, das sich nicht nur im Kultur- und Stadthistorischen Museum am Duisburger Hafen befindet und auf Farbabbildungen vorhanden ist, sondern auch unter Google Earth im Internet.

Diese Infrastruktur war notwendig, auch wenn sich die Forscher bisher nicht einig über die Teilnehmer der Synode geworden sind. Diese methodisch-notwendige Vorsicht wird deutlich am Beispiel der Anwesenheit von König Heinrich I., dessen Aufenthalte in Duisburg bei anderen Gelegenheiten urkundlich gut belegt sind. Im Unterschied einerseits zur unkritischen Behauptung, er sei bei der Synode anwesend gewesen und andererseits der Leugnung seiner Teilnahme, bietet Hans Wolter eine differenzierte Analyse, wenn er von der Annahme ausgeht, „dass die Duisburger Synode auf Betreiben, möglicherweise sogar in Anwesenheit oder unter dem maßgeblichen Einfluss Heinrich I. stattgefunden hat.“⁷

Was die Teilnahme der Bischöfe der Region an der Duisburger Synode angeht, gehen die Vermutungen von dem Kölner Erzbischof Wichfried (924–953) als Ortsordinarius über seine Suffraganbischöfe aus den Bistümern Lüttich (Bischof Richar, 920–945), Utrecht (Bischof Balderich, 917/18–975), Münster (Bischof Nithard 921–932), Osnabrück (Bischof Dodo I., 918/21–948/49) und Paderborn (Bischof Unwan, 918–935) bis zu den Bischöfen der Trierer Kirchenprovinz mit seinen Suffraganbistümern Metz, Toul und Verdun.

Die Tagesordnung der Synode

Denn ein Fall aus dieser Trierer Kirchenprovinz war wohl der Anlass zu einer erneuten Synode und diesmal in Duisburg. Wenn an erster Stelle der erhaltenen „Tagesordnung“ (Rubriken) der Duisburger Synode von 929 der Speyerer Bischof Einhard (auch Meinhard, 895–913) genannt wird, der schon seit dem Jahre 918 tot war, ist zu erschließen, dass sein Fall wohl nicht erneut behandelt wurde, sondern nur als Präzedenzfall für ein nun anstehendes ähnliches Verbrechen aus der lothringischen Diözese Metz diskutiert wurde. Vom Speyerer Bischof Einhard wissen wir, dass

er von widerspenstigen Gemeindemitgliedern „geblendet“ worden war und dass diese Tätergruppe im Jahre 916 auf der Synode in Hohenaltheim (Donau-Ries-Kreis) „exkommuniziert“ wurde, d. h. aus der kirchlichen und weltlichen Gemeinschaft ausgeschlossen wurde. Solche Fälle der „schweren Körperverletzung“ oder gar Ermordung von Bischöfen („Mord im Dom“) waren im Früh- und Hochmittelalter gar nicht so selten.

Damit sind wir beim zweiten und wichtigsten Tagesordnungspunkt, der den Fall des Bischofs Benno oder Benediktus (927–929) von Metz behandelt, welcher sogar einen Platz im Lexikon für Theologie und Kirche sowie im Großen Namenstagskalender unter dem 3. August gefunden hat.⁸ Benno entstammte einer vornehmen schwäbischen Familie, lebte lange Zeit als Eremit in der Meinradszelle bei Zürich und wurde anschließend Domkanoniker in Strassburg. Im Jahre 927 bestimmte König Heinrich I. gegen den Willen der Bevölkerung Benno zum Bischof von Metz. Als dann im folgenden Jahr der König im sächsischen Reichsteil weilte, ging die Metzger Opposition gewalttätig gegen Bischof Benno vor, wozu die Tatbestände des „Augenausstechens“, der Amtsunfähigkeit bewirkenden Verstümmelung“ und Vertreibung genannt werden. Nach der Lebensbeschreibung des Johannes von Gorze hat Bischof Benno deshalb öffentlich in Duisburg „im Rat der Bischöfe“ sein Amt niedergelegt. Nach dieser kurzen und risikobehafteten kirchenpolitischen Tätigkeit zog sich Benno wieder in das monastische Leben zurück und wurde als „Benno von Einsiedeln“ Mitbegründer des bekannten Klosters Einsiedeln in der Schweiz, wo heute noch seine Gebeine verehrt werden.

Die erste Reaktion darauf und der folgende Beschluss der Duisburger Synode war die Verhängung von „Acht und Bann“ über diejenigen, welche dieses Kriminalvergehen gegen Bischof Benno begangen hatten. Wieweit dieser kirchliche und gesellschaftliche Strafbeschluss von Duisburg jedoch in Metz umgesetzt werden konnte, lässt

sich nicht mehr nachverfolgen. Sodann stand nach der „Resignation“ des Metzger Bischofs Benno die Bestellung eines Nachfolgers an. Dass diese Bestellung eines neuen Metzger Bischofs auf der Duisburger Synode geschah, ist gesichert, wenngleich das Verfahren (Wahl durch die Anwesenden oder Ernennung?) in den Quellen nicht genannt wird und deshalb offen bleiben muss. Wenn schon „Benno von Einsiedeln“ für die mittelalterliche Welt nicht als unbekannt anzusehen ist, war es umso mehr sein Nachfolger Adalbero von Metz, zumal er rund 33 Jahre bis zu seinem Tod im Jahre 962 im Amt wirken konnte. Adalbero betrieb ab dem Jahre 933 die Reform des Klosters Gorze (bei Metz) und erhielt den Beinamen „Vater der Mönche“. Im „Ottotonischen Reichskirchensystem“ entwickelte sich die von Adalbero I. initiierte lothringische „Klosterreform von Gorze“ zu einem Zentrum des „Reichsmönchtum unter weltlicher Herrschaft“, dem sich in ottonischer und salischer Zeit bis zu 200 Klöster im deutschsprachigen Raum anschließen sollten. In der französischen Mittelalterforschung (Mediävistik) gilt Adalbero I. als einer der bedeutendsten Bischöfe seiner Zeit, doch seinen Bestimmungsort Duisburg „jenseits des Rheines“ verschweigen die meisten französischen Autoren bis heute.

Da die erzählenden Quellen zu den weiteren Punkten der Tagesordnung der Duisburger Synode schweigen, können hierzu nur wenige konkrete Angaben gemacht werden. Zum einen handelt es sich um acht sächsische Personennamen, wozu bisher noch keine näheren Einzelheiten erschlossen werden konnten, außer dass hier regionale Einzelschicksale behandelt wurden. Die letzten erhaltenen Tagesordnungspunkte der Duisburger Synode benennen mit Klöstern, dem Zehnten, falschen Zeugen sowie der Lebensweise der Kleriker und Kirchenangelegenheiten klassische Standardthemen, wie sie auf den Synoden des Frühmittelalters immer wieder behandelt wurden und hiermit dann auch zum ersten Mal an der Mündung der Ruhr in den Rhein.

Die Bedeutung der Synode

Die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte gehört bei Synoden vielfach und speziell bei schlecht überlieferten wie dieser Duisburger besonders zu den am schwierigsten zu beantwortenden Fragen. In dem „Kriminaldelikt“ der Blendung von Bischöfen war eine Kontinuität zu der unter dem ostfränkischen Vorgänger-König Konrad I. (911–918) abgehaltenen Synode von Hohenaltheim (916) gegeben. Aber abgesehen von der Regelung der Bischofsstuhlbesetzung in Metz und der Erwähnung in der Lebensbeschreibung des (heiligen) Mönchsvaters Benno von Einsiedeln ist für die Duisburger Synode weder eine regionale Rezeption noch eine Rezeption auf späteren Synoden festzustellen. So überrascht es nicht, dass bei den nächsten Synoden an der Ruhr, denen vom Jahre 1005 und 1016 in Dortmund, kein Bezug mehr zur ersten Synode der Region genommen wurde.

Versuchen wir abschließend eine Einordnung des (neudeutsch formulierten) „Megaevents“ von Duisburg aus dem Jahre 929, so lassen die vermuteten Teilnehmer und rekonstruierten überregionalen Themen auch bei einer Überzahl an regionalen Personal- und synodalen Standardthemen, eine hochrangig anzusehende Synode erkennen. Schon die ältere Forschung war der Überzeugung, dass Duisburg 929 keine „bloße Kölner Provinzialsynode“ war. Sie in den Anfangsjahren der „deutschen Geschichte“ schon eine „Nationalsynode“ (so Boye 1957) zu nennen, erscheint gewagt und singulär. Wenn die Duisburger Synode von 929 aber übereinstimmend vom vormaligen Duisburger Stadtarchivar Dr. Joseph Milz sowie den Historiker-Professoren Winfried Hartmann, Ernst-Dieter Hehl und Heinz Wolter in ihren großen frühmittelalterlichen Konzilsdarstellungen als „Reichssynode“ eingeordnet wird, sollte das die Christentumsgeschichte des Ruhrgebiets in ökumenischer Gemeinsamkeit übernehmen.⁹

Denn die Duisburger Synode vom Jahre 929 war eine Reichssynode und damit nicht nur die „erste Synode an der Ruhr“, sondern auch rechtrheinisch im ganzen sächsischen Reichsgebiet. Da im 10. Jahrhundert in der abendländischen Kirche kein sogenanntes „ökumenisches Konzil“ abgehalten wurde, gehört die Duisburger Synode mit ihrer überregionalen Bedeutung sogar zur höchsten Synodenform und damit zu den fünf bedeutenden Synoden im Deutschen Reich des 10. Jahrhunderts. Somit ist sie nach mehr als 1000 Jahren durchaus Wert eines angemesseneren Erinnerns und Gedenkens auch über den Rahmen der Christentumsgeschichte der deutschen Kulturhauptstadt Ruhr 2010 hinaus.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Vielfalt und Wandel. Lexikon der Religionsgemeinschaften im Ruhrgebiet, hrsg. von Erich Geldbach – Peter Noss. Essen 2009.
- ² Vgl. Paul Montag – Elisabeth Tillmann – Brigitte Spieker – Dieter Höltershinken (Hrsg.), Die katholische Kirche in Dortmund. Ihre Geschichte und ihre Pfarrgemeinden. Paderborn 2006.
- ³ Vgl. Michael Basse – Traugott Jänichen – Harald Schroeter-Wittke (Hrsg.), Protestantische Profile. 500 Lebensbilder aus 5 Jahrhunderten. Kamen 2009; Reimund Haas – Jürgen Bärsch (Hrsg.), Christ an der Ruhr Bd. 4. Münster 2010.
- ⁴ Vgl. u. a. Hermann Josef Sieben, Studien zur Gestalt und Überlieferung der Konzilien (Konziliengeschichte, B). Paderborn 2005. Ohne auf die „Geschichte der Konzilsidee“ hier weiter eingehen zu können, wird unter einer Synode allgemein verstanden eine Versammlung berufener und gewählter Mitglieder aus Kirche und Gesellschaft, die die Aufgabe hat, Angelegenheiten des christlich-kirchlichen Lebens zu beraten und zu entscheiden.
- ⁵ Vgl. Ritter, Burgen, Intrigen. Aufruhr 1225! Das Mittelalter an Rhein und Ruhr, hrsg. vom LWL-

- ⁶ Vgl. Wilhelm Damberg – Johannes Meier, Das Bistum Essen 1958-2008. Eine illustrierte Kirchengeschichte der Region von der Anfängen des Christentums bis zur Gegenwart. Münster 2010; Reinhard Göllner, Das Ruhrbistum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 50 Jahre Bistum Essen (Theologie im Kontakt, Bd. 17). Münster 2010.
- ⁷ Dieses und alle folgenden Zitate nach: Reimund Haas, Die Duisburger Synode vom Jahre 929. Die „erste Reichssynode im Ruhrgebiet“ – Ein Thema der Religionspädagogik?, in: Das Münster am Hellweg 56 (2003) [Alfred Pothmann, Hüter und Bewahrer – Forscher und Erzähler. Gedenkschrift], S. 235–260.
- ⁸ Vgl. Jakob Torsy – Hans Joachim Kracht, Der große Namenstagskalender. Freiburg 2008, S. 272.
- ⁹ Vgl. bisher nur Johannes Meyer, Das Bistum Essen. Christliches Leben an Lenne und Ruhr im Laufe von zwölf Jahrhunderten, Heft 1: Von den ersten Glaubensboten bis zur großen Säkularisation. Strasbourg 1998, S. 16.

Klaus Vellguth

Engel der Nächstenliebe

Zum 100. Geburtstag von Mutter Teresa

Im Jahr 2010 begeht die Kirche den 100. Geburtstag der 2003 selig gesprochenen Mutter Teresa, die schon zu Lebzeiten aufgrund ihres unermüdlichen Einsatzes zugunsten der Ärmsten weit über die Grenzen Indiens hinaus als überzeugende Ikone der Nächstenliebe wahrgenommen wurde.

Mutter Teresa wurde am 26. August 1910 als Agnes Gonxha Bojaxhiu im heutigen Mazedonien geboren und wuchs in einer wohlhabenden albanischen Familie auf. Bereits mit 12 Jahren stand ihr Entschluss fest, ein Ordensleben zu führen, und so trat Agnes Gonxha Bojaxhiu im Jahr 1928 bei den Loreto-Schwestern ein, die damals vor allem im indischen Bundesstaat Bengalen tätig waren. 17 Jahre lang war Agnes Gonxha Bojaxhiu daraufhin an der St. Mary's School in Kalkutta tätig und wirkte zunächst als Lehrerin, später auch als Direktorin der Schule.

Doch die Eindrücke in Indien, vor allem die allgegenwärtige Armut, machten Agnes Gonxha Bojaxhiu unruhig. Im Jahr 1946 spürte die Ordensfrau eine göttliche Berufung, sich mit ganzer Kraft den Armen der Millionenstadt Kalkutta zuzuwenden. Zwei Jahre später verließ sie die Schule der Loreto-Schwestern und lebte nun unter den Ärmsten der Armen in den Slums von Kalkutta. Schon bald schlossen sich einige frühere Schülerinnen der Ordensfrau aus Albanien an, die nicht nur „für die Armen“ sondern in radikaler Weise „mit den Armen“ leben wollte: Nachdem Agnes Gonxha Bojaxhiu im Jahr 1948 die indi-

sche Staatsbürgerschaft angenommen hatte, gründete sie zwei Jahre später den Orden der „Missionarinnen der Nächstenliebe“. Dieser Orden widmet sich besonders den Sterbenden, Waisen und Kranken.

Schon bald wurde Mutter Teresa weit über die Grenzen Kalkuttas und Indiens hinaus bekannt. Im Jahr 1979 wurde ihr für ihr unermüdliches Engagement und als weithin sichtbares Symbol für gelebte Nächstenliebe der Friedensnobelpreis zuerkannt. Bei dessen Verleihung 1979 wies Mutter Teresa darauf hin, dass Christen gerade in den Ärmsten der Armen Jesus Christus erkennen. Sie sagte: „Lieben Sie die Armen, und wenden Sie ihnen nicht den Rücken zu, denn wenn Sie den Armen den Rücken zuwenden, so wenden Sie ihn Christus zu. Er hat sich selbst zum Hungrigen gemacht, zum Nackten, zum Heimatlosen, so dass Sie und ich Gelegenheit haben, ihn zu lieben. Wo ist Gott? Wie können wir ihn lieben? Es genügt nicht, zu sagen: 'Mein Gott, ich liebe Dich!' Wir lieben Gott in dieser Welt, indem wir etwas aufgeben, etwas weggeben.“

Mit dieser Ineinssetzung von Nächsten- und Gottesliebe greift Mutter Teresa ein Spezifikum des christlichen Gottesverständnisses auf, das sowohl in den Evangelien als auch in den Apostolischen Briefen überliefert wird. Das Lukasevangelium formuliert das Doppelgebot der Liebe, das die Gottes- und Nächstenliebe als zwei Seiten einer Medaille zusammenführt. Diese Verschmelzung der Gottes- und Nächstenliebe ist auch über die Evangelien hinaus ein Spezifikum des Christentums und wird u.a. im Ersten Johannesbrief aufgegriffen, wenn dort formuliert wird: „Niemand hat Gott je geschaut; wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollendet“ (1 Joh 4,12).

In den 1990er Jahren mehrten sich Stimmen, die das Wirken von Mutter Teresa kritisch betrachteten. Der Ordensfrau wurde vorgeworfen, dass die Unterbringung der

Kranken und Sterbenden trotz zahlreicher Spendengelder aus aller Welt immer noch so einfach sei, dass sich der Vergleich mit einer „unterlassenen Hilfeleistung“ aufdränge. Die Ordensfrau reagierte auf die (teilweise sicherlich berechtigte) Kritik mit dem Hinweis, dass sie keine Wohlfahrtsmanagerin sei, sondern eine schlichte Dienerin der Nächstenliebe.

Mutter Teresa starb am 5. September 1997. Bereits zwei Jahre später begann der Seligsprechungsprozess. Als Mutter Teresa am 19. Oktober 2003 von Johannes Paul II. seliggesprochen wurde, war dies die schnellste Seligsprechung der Neuzeit. Heute gehören über 3.000 Ordensschwestern in 133 Ländern dem Orden der von Mutter Teresa gegründeten Missionarinnen der Nächstenliebe an.

Mutter Teresa ging in ihrem Einsatz für andere bis an ihre Grenzen, oft sogar weit über ihre Grenzen hinaus. Dabei wurde sie auch mit inneren Widerständen konfrontiert. Im Jahr 2007 veröffentlichte Brian Kolodiejchok, der Postulator des Heiligsprechungsprozesses der indischen Ordensfrau, Notizen und Briefe von Mutter Teresa, die belegen, dass die „Ikone der Nächstenliebe“ über weite Strecken ihres Lebens von schweren Glaubenszweifeln belastet war. Trotz ihrer Anfragen an die Existenz Gottes und die damit verbundenen seelischen Belastungen, die sie seit der Gründung ihres Ordens bis zu ihrem Tod begleiteten, ließ Mutter Teresa sich nicht von ihrem selbstlosen Einsatz zugunsten der Armen, Hungernden und Sterbenden abhalten.

Die „Mission“ von Mutter Teresa

Ähnlich wie Mutter Teresa engagieren sich auch heute ungezählte Ordensfrauen in Indien für Menschen, die aufgrund ihrer Kaste, ihrer Religion oder Rasse in dem asiatischen Land diskriminiert werden. Das sozialpastorale Engagement dieser Ordens-

frauen basiert auf einem tief verwurzelten Glauben an den Gott Jesu Christi, dessen ungeteilte Liebe allen Menschen gilt. Die Zuwendung zu den Armen charakterisiert das missionarische Wirken der Kirche, das im jesuanischen Sendungsverständnis verwurzelt ist.

Bereits in der markinischen Überlieferung des Missionsbefehls wird deutlich, dass der missionarische Auftrag an die Kirche vom Evangelisten Markus aus einer zielorientierten, das Heil der Menschen fokussierenden Perspektive heraus formuliert wurde. Es geht dem Verfasser des frühesten Evangeliums bei der christlichen Sendung darum, den Menschen das Heil zu verkünden und dieses Heil erfahrbar werden zu lassen. Deutlich wird dieses teleologische jesuanische Sendungsverständnis auch im Lukas-Evangelium, wo überliefert wird: „Als [Jesus] aufstand um aus der Schrift vorzulesen, reichte man ihm das Buch des Propheten Jesaja. Er schlug das Buch auf und fand die Stelle, wo es heißt: 'Der Geist des Herrn ruht auf mir. Denn der Herr hat mich gesandt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe, damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht. Damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herren ausrufe'. Dann schloss er das Buch, gab es dem Synagogendiener und setzte sich'.“ (Lk 4,16–20).

Jesus stellt sich in die Tradition des Jesaja und deutet seine eigene Sendung als die Erfüllung der jesajanischen Prophetie. Und so bedeutet Mission auch heute noch, im Geist und in der Kraft Jesu Menschen zu heilen, zu befreien und zum Evangelium zu führen. Daran erinnern die Konzilsväter, wenn sie im Missionsdekret „Ad Gentes“ schreiben: „In dieser Sendung setzt die Kirche die Sendung Christi selbst fort, der den Armen frohe Botschaft zu bringen gesandt war, und entfaltet sie die Geschichte hindurch. Deshalb muss [die Kirche] unter Führung des Geistes Christi densel-

ben Weg gehen, den Christus gegangen ist, nämlich den Weg der Armut, des Gehorsams, des Dienens und des Selbstopfers bis zum Tode hin“ (AG 6). Christen, die von der jesuanischen Sendung inspiriert diesen Weg beschreiten, werden dabei zu glaubwürdigen Zeugen des Evangeliums in einer Zeit, von der Paul VI. in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Nuntiandi“ festhält: „Der heutige Mensch [...] hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind“ (EN 41).¹ Zeugen der Nächstenliebe sind die Missionare, die durch ihren Dienst am Nächsten die Botschaft des Evangeliums authentisch verkündigen.

Diesen untrennbaren Zusammenhang von Nächstenliebe und Gottesliebe sowie die Bedeutung des diakonischen bzw. sozialpastoralen Handelns der Kirche gerade mit Blick auf ein asiatisches Land wie Indien hebt auch das von Johannes Paul II. in Neu-Delhi unterzeichnete nachsynodale Schreiben „Ecclesia in Asia“ hervor, das mit Blick auf die soziale Situation der Menschen in Asien darauf verweist, dass die Kirche sich den sozial benachteiligten Menschen besonders verpflichtet weiß: „Angesichts der zahlreichen armen und unterdrückten Menschen Asiens ist die Kirche dieses Kontinents zu einer Lebensgemeinschaft aufgerufen, die insbesondere in ihrem liebevollen Dienst an den Armen und Schutzlosen zum Ausdruck kommt“ (EA 32).²

Die „Töchter“ von Mutter Teresa

Gerade viele Ordensfrauen in Indien lassen sich von der jesuanischen Sendung inspirieren und leben ihre Gottesliebe als bedingungslose, hingebungsvoll praktizierte Nächstenliebe in einem Land, das trotz wirtschaftlicher und sozialer Fortschritte immer noch von sozialer Spannung und extremer Armut gekennzeichnet ist. Trotz offizieller Abschaffung der Kasten existiert dieses unmenschliche System in vielen

Regionen Indiens weiter und führt zur Diskriminierung der Dalits. Eine andere Gruppe, die unter Benachteiligung leidet (v.a. Bedrohung ihres Lebensraumes und ihrer Traditionen) sind die indischen Adivasi (Ureinwohner). Und auch Frauen und Kinder zählen auf dem Subkontinent immer noch zu den benachteiligten Gruppen: Für die überwiegende Mehrheit der Frauen in Indien gilt nach wie vor, dass sie als „Menschen zweiter Klasse“ behandelt werden. Insbesondere in den ländlichen Regionen gehören die Tötung weiblicher Babys und die Abtreibung weiblicher Föten ebenso zum Alltag wie Mitgiftmorde und Hexenglauben. 46 Prozent der Kinder sind nach Angaben von Unicef mangelernährt.

Es sind indische Ordensfrauen, die sich den gesellschaftlich Benachteiligten zuwenden und auf dem Subkontinent zahlreiche Projekte initiieren, um die Situation der Marginalisierten zu verbessern. Ein Schwerpunkt des Engagements vieler indischer Ordensfrauen gilt insbesondere den benachteiligten Frauen des Landes: Engagierte Ordensfrauen fördern Frauen auf dem indischen Subkontinent dadurch, dass sie ihnen in Notsituationen einen Aufenthalt in behütenden Einrichtungen ermöglichen, sie im Rahmen des „Women Empowerment“ stärken, ihnen Lebensperspektiven aufzeigen und sie in die Kirche als Trägerinnen der Hoffnung integrieren. Darüber hinaus wenden sich Ordensfrauen den Dalits und Adhivasi zu und durchbrechen deren soziale Ausgrenzung. Sie schenken ihnen ihre Liebe und verkünden damit das Evangelium in einer Sprache, die nicht nur in Indien, sondern weltweit verstanden wird. Über diese länderübergreifende Sprache der Liebe sagte Mutter Teresa: „Die Menschen von heute hungern nach Liebe, nach verstehender Liebe, die die einzige Antwort auf Einsamkeit und bittere Armut ist. Deshalb können wir in Länder wie England, Amerika und Australien gehen, wo es so gut wie keinen Hunger nach Brot gibt. Aber dort leiden die Menschen unter schrecklicher Einsamkeit, schrecklicher

Verzweiflung, tiefem Hass, fühlen sich unerwünscht, hilflos, hoffnungslos. Sie haben das Lachen verlernt, sie haben die Schönheit menschlicher Berührung vergessen. Sie wissen nicht mehr, was menschliche Liebe ist [...] Jeder Mensch ist für mich Christus, und da es nur einen Christus gibt, ist dieser Mensch in diesem Augenblick der einzige auf der Welt.“³

Weltmissionstag 2010

Anlässlich des Jubiläums des „Engels der Nächstenliebe“ greift missio das Zeugnis von Mutter Teresa im Rahmen der Kampagne zum Weltmissionssonntag 2010 (24. Oktober 2010) auf und präsentiert in diesem Jahr am Beispielland Indien das vielfältige diakonische bzw. sozialpastorale Engagement von Ordensfrauen. In den Wochen vor dem Weltmissionssonntag werden Gäste aus Indien in allen deutschen Diözesen unterwegs sein, um in Pfarrgemeinden, Schulen und im Rahmen zahlreicher Veranstaltungen vom Wirken der Kirche in Indien berichten. Sie sind Botschafter einer Kirche, die sich den Menschen in Not zuwendet und missionarische Pastoral als bedingungslose Nächstenliebe praktiziert.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Papst Paul VI., Ansprache an die Mitglieder des Laienrates am 2.10.1974, in: AAS 66, 1974, 568.
- ² Damit knüpft Johannes Paul II. an den „dreifachen Dialog“ an, den sich die Föderation der Asiatischen Bischofskonferenzen (FABC) als Grundlage für ihre Arbeit aufgegeben hat. Neben dem Dialog der Kirche mit den Armen weisen die asiatischen Bischöfe auf den Dialog mit den Religionen und den Dialog mit den verschiedenen Kulturen hin.
- ³ Zitiert nach: Die Deutschen Bischöfe, Auf dem Weg zum Heiligen Jahr 2000: Kirche in der einen Welt. Bonn 1997, 12.

Literaturdienst

Klaus Berger: Eine theologische Beründung. St. Benno-Verlag, Leipzig 2009. ISBN 978-3-7462-2689-7. 120 S.; 6,50 Euro

Das vorliegende Büchlein von Klaus Berger greift ein zz. wieder höchst umstrittenes Thema auf: den Zölibat. Berger analysiert darin den biblischen Hintergrund, zeigt die dortigen Zusammenhänge auf und gibt praktische Hinweise, wie der Zölibat als Zeichen der Hoffnung sinnvoll gelebt und vermittelt werden kann. Ich greife aus der Fülle seiner Ausführungen einige heraus:

Der Zölibat Jesu ist eine prophetische Zeichenhandlung; er macht augenfällig, wie sehr Jesus mit seinem konkreten Leben für seine Botschaft vom Reich Gottes einsteht (S.14). Der Zölibat des Priesters ist insofern Nachahmung Jesu, „Inszenierung“ seiner Person (S.25). Er ist auch nicht nur etwas für Mönche, sondern auch und gerade für Weltpriester; denn sie leben ja wie Jesus den Zölibat unter den Menschen. „Gerade im Kontrast zu den normal Verheirateten kommt der Zeichencharakter (ihrer) Existenz erst richtig zur Geltung“ (S.86).

Ehelosigkeit im Judentum ist damals wie heute ein Ärgernis, ja ein Skandal. Es gab dennoch immer wieder Propheten, die ganz oder eine Zeit lang unverheiratet waren, z. B. Daniel oder Jeremia. Die Neigung zu geistlicher Enthaltensamkeit geht für Berger einher mit der Ausbildung einer Auferstehungshoffnung, eines Glaubens an ein Weiterleben des Menschen, nicht so sehr in den Kindern, sondern bei Gott (S.32).

Der Zölibat ist bei Paulus weniger ein Verzicht auf Sexualität aus Gründen der kultischen Reinheit als vielmehr eine Frage der Liebe zu Jesus und zu seinem „weltlichen Leib“, der die Kirche ist: „Ist dir die Kirche so viel wert, dass du deshalb, um der Liebe willen, auf eine Gattin und Kinder verzichtest, weil du ihnen in diesem Amt nie die Zuwendung schenken könntest, die ihnen zusteht?“ (S.40). Der Zölibat offenbart eine „wirkliche Konkurrenz“, die zwischen Ehepartner und Gott besteht. Paulus zeigt in 1 Kor 7: Verheiratete sind hin- und her gerissen, Ehelose „gehören Gott und erwarten alles von Gott“ (S.42).

Der Zölibat ist eine „Unterbrechung“ bei der Weitergabe des Lebens. Der Grund, der allein so etwas Schwerwiegendes rechtfertigen kann, lautet: Familie und Kinder sind wichtig, wichtiger aber sind Gott und die Liebe zu ihm. „Der geistlich Ehelose lebt ganzheitlich vor, was allen der Sinn des Lebens sein sollte: dass die Entscheidung für den Höchstenwert im Einzelfalle, im Konfliktfalle und öfter auch ein Nein

zu anderen hohen Werten wie Familie und Sexualität bedeutet“ (S.46).

Das gegenwärtige Problem des Zölibats ist für Berger weniger die Sexualität als vielmehr die Einsamkeit. Mit der Einsamkeit haben sich aber nicht nur Welt- oder Ordenspriester, sondern die meisten Menschen der gegenwärtigen Zeit auseinandersetzen (S.71). „Zölibat bedeutet Einsamkeit in einem sehr wichtigen Lebensbereich. Wer ‚damit fertig zu werden versucht‘, geht frontal und unausweichlich ein ganzes Bündel von Sinnfragen an, die jeden Menschen berühren und betreffen“ (S.76). Berger stellt heraus, dass gerade Einsame (z. B. Eremiten), die gelernt haben, mit der Einsamkeit gut umzugehen, für andere Menschen oft gesuchte Ratgeber geworden sind.

Berger benennt danach eine Reihe von Fähigkeiten, die ein Zölibatärer mitbringen muss: die Fähigkeit, seinem Leben eine Ordnung zu geben, d. h. einen Rhythmus, eine Regelmäßigkeit; die Fähigkeit zur „Autarkie“, d. h. für sich selbst zu sorgen; die Fähigkeit, alleine mit Problemen fertig zu werden und die geistigen und geistlichen Ressourcen zu pflegen, die dafür nötig sind; die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen; die Fähigkeit, sich der Erfahrung des „Nichts“ zu stellen, der Leere, der Sinnlosigkeit, dem Mangel an Perspektive und nicht in die vielfältigen Formen von Süchten zu flüchten.

Das vorliegende Buch will vor allem eine theologische Klärung des Zölibats bieten (S.8/9), enthält aber auch eine Reihe praktischer Fragestellungen. Es gibt gerade dem zölibatär Lebenden eine gute Möglichkeit der (theologischen) Selbstvergewisserung und Standortbestimmung. Die Kernaussage verdient volle Zustimmung: „Das Herz des Zölibats Jesu und des Zölibats der Kirche ist ein Verzicht aus Liebe, näherhin ein Verzicht auf Liebe aus Liebe“ (S.34). Berger macht als ausgewiesener Kenner seines Faches vor allem an der Person des Apostels Paulus deutlich, welche verschiedenen Aspekte diese Liebe umfasst, die Liebe zu Jesus, zum Volk Gottes, zu den Gemeinden.

Freilich, manche zum Teil polemischen Ausführungen von Berger provozieren auch Anfragen. Es stimmt zwar: „Weder Schule noch Familie noch Medien fördern und fordern die priesterliche Existenz“ (S.84). Aber kann man pauschal sagen, dass die immer weniger werdenden Priester „für die umfassende Libertinage der gesamten westlichen Gesellschaft sehr konkret büßen (müssen) und all das an ihrem Leib ertragen, was die anderen sich an Luxus und Unrecht, an gewollter Kinderlosigkeit und Ausbeutung leisten“ (S.84)? Sicher, Priestersein ist heute dreimal so schwer wie vor 50 Jahren angesichts der Veränderungen der Moderne und der gewandelten Pastoral (S.77). Aber kann man sagen, dass durch ein

„anonymes Pastoralteam“ oder eine „verbindliche Kooperation“ der Priester zum reinen Funktionär degeneriert (S.100)? Stimmt die Ausschließlichkeit, mit der Berger immer wieder Manager / Verwaltungsfachmann einerseits und Hirte/ Seelsorger andererseits gegenüberstellt? Zeigt nicht gerade der Apostel Paulus, auf den Berger sich immer wieder bezieht, dass Seelsorge und Management durchaus keine sich ausschließenden Gegensätze sein müssen, sondern zwei Brennpunkte einer Ellipse, die sich bedingen und ergänzen?

Peter Seul

Gerhard Lohfink: Beten schenkt Heimat. Verlag Herder, Freiburg 2010. 260 S., Euro 19,95 Euro.

Der Verfasser, emeritierter Professor für neutestamentliche Exegese, seit langem der Integrierten Gemeinde zugehörig, hat in früheren Jahren einige damals Aufsehen erregende Bücher veröffentlicht, u. a.: *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt? und: Braucht Gott die Kirche? Sein o. a. Buch enthält Vorlesungen in einem Wochenkurs in einer Akademie in Rom zum Thema: „Wie betet man im Volke Gottes?“* Verf. schreibt im Vorwort, dass er keine umfassende Gebetslehre vorlegen, sondern eher Wege bahnen will, im Gebet voranzukommen und vielleicht sogar es mit dem Gebet neu zu wagen. Er greift dabei auf viele persönliche Erfahrungen zurück, besonders im letzten Kapitel.

Das Buch enthält zehn Kapitel, die im Folgendem aufgezählt werden, um die Breite der angesprochenen Themen aufzuzeigen:

An wen richtet sich unser Gebet? / Gott handelt auch heute / Die Kirche kennt viele Gebetsformen/ Der Lobpreis braucht einen Anlass / Hat das Bittgebet einen Sinn? / Die Klage ist eine legitime Gebetsform / Die Psalmen schenken Heimat / Meditation vergegenwärtigt Geschichte / Was geschieht beim Hochgebet? / Jeder hat seine eigene Gebetsgeschichte.

Besonders angesprochen haben mich die Kapitel über das Handeln Gottes, das Bittgebet, die Psalmen. Es gelingt dem Verf., – nicht nur in diesen Kapiteln – in ansprechender, ja mitreißender Weise „Theologie und Praxis des christlichen Gebets“ (Untertitel des Buches) zu erklären. Einige Passagen ersetzen in ihrer Präzision und Klarheit m. E. manchen langen Aufsatz, so etwa über die Dreifaltigkeit (S. 28/29), das „Person-Sein“ Gottes (S. 36/37), die Gebetserhörung (S. 119–122), den Psalm 22 (S. 139–155), den Zusammenhang der Psalmen (S. 157–178), die Sondernstellung christlicher Meditation (S. 179–205).

Das Buch kann sicher vielen Lesern dazu verhelfen, wieder neu im Beten heimisch zu werden – wie es der schöne, gelungene Titel verspricht.

Norbert Friebe

Peter Bromkamp: Praxisbuch Altenheimseelsorge. Patmos Verlag, Ostfildern 2010. 16,90 Euro. ISBN: 978-3-491-76458-3

Auffallend an diesem Buch ist die Beschreibung des Selbstverständnisses der Seelsorge. Diese wird nicht als ein Angebot neben anderen, sondern mit anderen Disziplinen verstanden und ist darauf bedacht, haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter so einzubeziehen, wahrzunehmen und zu begleiten, dass „Leben in Fülle“ (vgl. Joh 10,10) für alle im Haus erlebbar wird. Die Autoren des Buches verstehen ihre Arbeit daher im herkömmlichen Sinn als Begleitung von einzelnen Bewohnern und Gruppen, sie leisten darüber hinaus aber auch strukturelle Arbeit, indem sie Pflegekräfte und ehrenamtliche Mitarbeiter aktiv einbeziehen. So wird es möglich, auch an Samstag-Nachmittagen in den Wohnbereichen den Advent zu feiern. Spannend finde ich die Andachten einer unerfahrenen, aber gut eingeleiteten Seelsorgerin in einem Demenzbereich, in dem die Bewohner an Tischen sitzen und die Gestaltung einer Mitte nicht möglich ist. Interessant ist auch das Beispiel, wie Pflegekräfte in kirchlich geprägten Zeiten seelsorglich wahrgenommen werden, ohne dabei penetrant zu sein. Für viele fast unvorstellbar ist die Tatsache, dass auch in einem Heim Einkehrtage für Bewohner – in der Karwoche sogar mehrmals hintereinander – angeboten und gut angenommen werden. Auch der Blick auf die muslimischen Heimbewohner ist im Pflegeheim neu, aber zukunftsweisend. Da in einem Pflegeheim während des Jahres 1/3 der Bewohner sterben, erhalten auch die Abschiedsrituale im Wohnbereich, am Sterbebett, in der Kapelle oder im Abschiedsraum die entsprechende Stellung. Für die vielen Gottesdienste, Erzählkreise, Besinnungstage und Projekte, die in diesem Buch zu finden sind, gibt es immer eine eigene Projektbeschreibung und -darstellung mit einer anschließenden Reflexion. Dieses Buch beinhaltet eine hervorragende pastorale Grundlegung der Heimseelsorge und bietet eine umfassende Zusammenschau der verschiedenen Themen der Heimpastoral – eine Fundgrube für jene, die auf der Suche nach Gottesdiensten sind - und es fordert mit innovativen Anstößen die Reflexion der eigenen Arbeit heraus. Zudem besteht die Möglichkeit, Rückfragen an die Autoren zu stellen. Die entsprechende Kontaktliste befindet sich am Ende des Buches.

Elisabeth Stepanek

Unter uns

Auf ein Wort

Der Utopist sieht das Paradies,
der Realist das Paradies plus Schlange.

Friedrich Hebbel

Die falsche E-Mail-Adresse

Ein Mann verreist und logiert in einem Hotel mit PC samt Internetzugang im Zimmer. Er beschließt, seiner Frau eine E-Mail zu schicken, doch aufgrund eines Tippfehlers sendet er sie aus Versehen an die falsche E-Mail-Adresse. Die E-Mail landet bei einer Witwe, die gerade von der Beerdigung ihres Mannes kommt. Kaum zu Hause, ruft sie die eingegangenen Nachrichten ab, obwohl sie noch ganz von Schmerz und Trauer überwältigt ist. Ihr Sohn, der kurz darauf nach Hause kommt, entdeckt seine Mutter ohnmächtig vor dem Computer und liest auf dem Bildschirm die E-Mail, die sie geöffnet hat. „Liebe Gattin, ich bin gut angekommen, alles in Ordnung. Vermutlich wird es dich überraschen, per

E-Mail von mir zu hören, aber jetzt haben sie auch hier Computer, und es ist möglich, seinen Lieben Nachrichten zu senden. Kaum angekommen, habe ich mich vergewissert, dass auch für dich alles vorbereitet ist, wenn du nächsten Freitag kommst. Ich sehne mich sehr danach, dich wiederzusehen, und hoffe, dass du wie ich eine ruhige Reise haben wirst.

P.S.: Nimm nur das Nötigste an Kleidung mit, denn hier herrscht eine höllische Hitze..“

*Aus: „Wir haben gar kein Auto...“,
von Jutta Speidel und Bruno Maccallini,
Ullstein Taschenbuchvlg., ISBN:
3548373186, November 2009, S. 208/209
(Mit freundlicher Genehmigung
der Ullstein Buchverlage)*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E